

DÜSSELDORFER DEBATE

Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

10/86

Oktober



Liebe Mutti, bitte, bitte, schmier mir eine
Paech-Brot-Schnitte!

(Werbeweisheit aus der Kindheit
von Ernst Breit)



Redaktion:

Michael Ben, Thomas Neumann

Karl Anton Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 02 11/3 61 33 60

Matthias Brandes, geb. 1950; Maler, Hamburg.

Peter Brokmeier-Lohfing, Dr. phil., geb. 1935; Prof. f. Politikwissenschaft in Hannover; Aufsätze und Beiträge zur Geschichte der politischen Philosophie, Sozialismustheorie.

Hans Platschek, geb. 1923; Maler und Publizist; Hamburg; u.a.: 1981 Retrospektive im Nikolay, Kopenhagen; »Über die Dummheit in der Malerei«, Suhrkamp 1984.

Sabine Kebir, Dr. phil., geb. 1949; Lehrtätigkeit an den Universitäten Oran und Algier; u.a.: »Die Kulturkonzeption Antonio Gramscis«, Berlin/DDR 1979.

Sigurd von Ingersleben, Dr. phil., geb. 1944; Soziologe, Westberlin.

Rainer Marwedel, geb. 1954; Politik- u. Sozialwissenschaftler; Hrsg.: Theodor Lessing »Ich warf eine Flaschenpost ins Eismeer der Geschichte«, Essays und Feuilletons, Darmstadt/Neuwied 1986.

Karl Heinz Scherfling, geb. 1945; Stückeschreiber, Köln; u.a.: »Asphaltkinder«, 1979; »Nix los in Strinz«, 1982; »Frank Tragelein oder Die Hölle ist kalt«, 1983.

Frank Unger, Dr. phil., geb. 1945; wiss. Mitarbeiter am John-F.-Kennedy-Institut für Nordamerikaforschung der FU-Berlin; zuletzt: »Politische Ökonomie und Subjekt der Geschichte«, Frankfurt 1985.

ISSN 0176-7232

DÜSSELDORFER DEBATTE

Herausgeber: Michael Ben, Peter Maiwald
Karl-Anton-Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, Telefon 0211/3613360
Konto 5717004 Deutsche Bank (BLZ 30070010)

Erscheinungsweise: monatlich (außer Juli/August)
Abo-Heftpreis 12,- DM (einzeln 15,- DM) + Versandkosten
Kündigung mit Dreimonatsfrist zum Ende des jeweiligen Abonnement-Jahres.

Copyright©: Verlag Michael G. von Bentivegni-W. / Anzeigenpreisliste 1/84
Gestaltung: Kurt Weidemann / Satz: DEBATTE / Druck: Plitt, Oberhausen
Vertrieb: INTER-ABO Betreuungs-GmbH, Postfach 103245, 2000 Hamburg 1

Editorial	2
Michael Ben Marx & Engels gegen Preußen oder Die peinlichen Klassiker	3
Sabine Kebir Dauerhafte Harmonie gelingt kaum Neue Dokumentarliteratur aus der DDR	18
Peter Brokmeier-Lohfing Geschichte vernichten — Reflexionen über den organisierten Massenmord im deutschen Faschismus	27
Hans Platschek Dürers Rhinoceros oder Kunst vom Hörensagen	41
Matthias Brandes Wie man Bilder am Schwanz packt Kunst und Eva und die Zukunft und das Automobil und die Lebensmittel und der Sport usw.	50
Karl Heinz Scherfling Erste Hilfe	55
Sigurd von Ingersleben Marguerite Duras Die Unbekannte von der Seine	59
Rainer Marwedel Nachtflug: Disco als Lebensform	61
Frank Unger Amerikanische Lektüre — Zeitschriftenschau	70

In London ist kürzlich ein junger Mann zu mehreren Wochen Gefängnishaft verurteilt worden, weil er durch sonst nichts, durch keine noch so heftige Zurückweisung und keine richterliche Ermahnung davon abzubringen war, eine Frau, in die er sich einsam verliebt hatte, mit seiner Sehnsucht zu traktieren. Wie jener Frau geht es zur Zeit dem Kanzlerkandidaten der SPD. Was immer er tut, die verhaltene, auf die Koexistenzfähige Tonlage heruntermodulierte Zweitstimme der Friedensliste ist ihm sicher. Er trägt daran aber selbst auch einen Teil der Schuld. Sein Ruf nach Versöhnung brachte das Echo: Kein Gegeneinander mehr.

Rau, der Pooltyp, und der CDU-Kanzler sind einander ebenbürtig, und so kann über die Frage gestritten werden, ob es ein besonderer Trick der SPD war, ihn aufzustellen, um die Wähler nicht zu überfordern, oder ob dem ein Irrtum des Wahlkampfmanagers Bodo Hombach zugrundeliegt. Nicht strittig, sondern mehr Gedanken wert wäre die Frage, warum ausgerechnet dies nun das Niveau geworden ist, auf dem wir keine Parteien mehr kennen sollen. Jedenfalls muß man sich nicht über eine Gesellschaft wundern, die es einem Brotfabrikanten erlaubt, den sozialen Wohnungsbau aufzukaufen, wenn man zur gleichen Zeit bereit ist, in der modischen Alternative zwischen Sein und Nichtsein Johannes Rau die Seite des Seins aufzubürden.

Eine Ursache für die nicht zu irritierende Zuneigung, die Rau von links her zuströmt, mag in der intimer gewordenen Beziehung zwischen BRD und DDR zu finden sein. Seit beide Staaten auf dem Weg sind, sich historisch auszusöhnen, sich in Luther, Friedrich und Bismarck wiederzuvereinigen, kann in der Gegenwart offenbar geschehen, was will, man weiß sich nahe im Gedanken der Nation. Unter dieser Prämisse lösen sich die Details der deutschen Politik in Anekdoten auf: Ob Boitz in der alten Villa des Kanonenkönigs eine Ausstellung des Dresdener Barock eröffnet oder Carl Friedrich von Weizsäcker, der zwischen Fallgesetz und unbefleckter Empfängnis hin- und herphilosophierende Bruder, in der BRD-Botschaft in Berlin DDR mit Manfred von Ardenne Erinnerungen an die gemeinsame Raketenzeit austauscht, unter den Zuhörern Axen und Hager — man versteht sich. Ist also den heftig entschlossenen linken Liebhabern Raus der Vorwurf zu machen, daß sie über ihren eigenen Schatten springen, wo der längst verschärft worden ist? Niemand hat das Recht dazu. Die Erinnerung an die 'peinlich' gewordenen Klassiker in dieser Frage, genau genommen ist es die Frage des gemeinsamen Ursprungs der deutschen Nation aus dem preußischen Sumpf, die Erinnerung also an Marx und Engels und die Preußenfrage (Michael Ben) soll darum auch nur ein Hinweis sein, was eigentlich im Prozeß der Versöhnung ins Museum geschafft wird, was in diesem Prozeß stört: die Nostalgiker Marx und Engels.

Aber natürlich hat die Verinnerlichung der deutschen Frage in linken Gemütern auch reale äußere Anlässe und ist mehr als die Besinnung auf Lassalle. Die Sozialisation des neuen deutschen Nachkriegsmenschen — Sabine Kebir stellt dazu zwei kürzlich erschienene Dokumentationen aus der DDR vor — unterscheidet sich in beiden Ländern kaum. Das steht nicht in den Dokumenten und nicht in ihrer Vorstellung durch Sabine Kebir, wer aber beim Lesen die Bottroper Protokolle von Erika Runge und Svende Merians Märchenprinz im Kopf mitgehen läßt, kann die Parallelität nicht verdrängen.

Wir bitten für die Satzfehler im letzten Heft um Entschuldigung und hoffen, in diesem weniger gemacht zu haben. Seit Heft 8/9 haben wir das in die eigene Hand genommen und sehen uns auf dem Weg der Besserung.

Michael Ben

Marx & Engels gegen Preußen oder Die peinlichen Klassiker

Revisionismus ist ja an sich nichts Schlechtes. Nur wenn klammheimlich revidiert wird, ohne daß zu erfahren ist, warum eine Sache anders aufgefaßt werden soll als bisher — angeblich nach Maßgabe der Klassiker —, macht es Spaß, den Ausdruck Revisionist auf Ertappte anzuwenden. Und nur die ärgern sich drüber.

'Preußen' scheint zum Dauerbrenner der Feuilletons für ein ganzes Jahrzehnt zu werden. Das begann 1981 mit der großen Preußen-Ausstellung »Versuch einer Bilanz«, allen angelagerten zustimmenden oder widersprechenden Aktivitäten und den gleichzeitig erschienenen DDR-Jubiläum-Büchern à la Mittenzwei, es setzte sich fort — nach dem Luther-Abstecher in gleicher Funktion — mit Engelberts gesamtdeutsch wohlgeleitener Bismarck-Biografie bis zum gegenwärtigen Fridericus-Rex-Rummel. Immerhin gibt es ein paar entfernt über den Köpfen liegende Stellen, an denen die veraltete Zensur der 50er Jahre korrigiert wird — stillschweigend, wie immer, wenn. Jetzt z.B. darf am Giebelportikus der Staatsoper unter den Linden wieder die alte Widmung für den Musen-König angebracht werden. Und 1987 schließlich soll das jahrelange Stammbaum-Gedröhne in die 750-Jahrfeier Berlins münden — Großberlins, das in trennendem Erbneid marschieren, aber vereint schlagen wird, wie zu befürchten steht.

"Schlaf, mein Kind, schlaf leis! / Da draußen geht der Preuß. / Deinen Vater hat er umgebracht. / Deine Mutter hat er arm gemacht. / Und wer nicht schläft in guter Ruh, / Dem drückt der Preuß die Augen zu. / Schlaf ... // ... Und wo der Vater liegt, mein Schatz, / Da hat noch mancher Preuß Platz. / Schrei mein Kindlein, schrei. / Da draußen liegt der Preuß" (Ludwig Pfau), sang man nach 1848 im Badischen. Waren damals die Killer der preußischen Reaktion gemeint, so geht es heute lediglich um die ermüdenden Umdekorationen in den repräsentativer gewünschten beiden deutschen Staats-Vorzimmern, fälschlich 'Geschichte' genannt. Zur Aufmunterung deshalb das hüben wie drüben — dort aber bemerkenswertere — stillschweigend übergangene Marx-Engelssche Oeuvre in Sachen Glanz & Gloria als Konzentrat, teils kommentierend nachgezählt und zwar unkritisch, teils wörtlich.*

1.

"Die Vorfahren der Berliner, die Weletaben oder Wilzen, aßen ihre Eltern noch im 10. Jahrhundert." Engels [20/450]

Über "Das göttliche Recht der Hohenzollern", nämlich deren Ansprüche auf das Schweizer Fürstentum Neuenburg, schreibt Karl Marx 1856 für »The People's Paper« [12/95 ff.] weit ausholend bis in die finsterste Vorgeschichte Preußens. Die beiden Marken, Brandenburg und Österreich (von Ostmark) sind die vorgeschobenen deutschen Posten gegen die benachbarten Slawen gewesen. Nun ist aber die Geschichte Brandenburgs nicht die der Unterwerfung auch nur eines bedeutenden Slawenstammes, noch anderweitig kolossal, sondern eine schmutzige Familienchronik, der man nicht fälschlich bürgerlichen Kaufmannsgeist oder das Schwert der Deutschritter gutschreiben soll.

Brandenburger kamen zu ernten, wo sie nicht gesät hatten. Ihr Tatort war nicht nur mit Kartoffeln und Schafen gesegnet, sondern auch mit dem Überfluß von vier Kurfürsten, die auf die klassischen Namen Achilles, Johann Cicero, Joachim I. Nestor und Joachim II. Hektor hörten. In goldener Mittelmäßigkeit reifte das hausbackene Kurfürstentum langsam zu einer europäischen Macht, angeblich als Militärstaat par excellence mittels des göttlichen Rechts von Schwert und Eroberung. Tatsächlich sind alle Provinzen bis auf Schlesien — wegen dessen Eroberung Friedrich II. gleich 'der Große' genannt wurde — durch Bestechung, Kauf, kleinlichen Diebstahl, Erbschleicherei und betrügerische Teilungsverträge erworben worden.

Anfangs hatte Friedrich Hohenzollern, Burggraf in Nürnberg, dem Kaiser Sigismund aus dem Hause Luxemburg so lange soviel Geld geliehen, bis Friedrich nach der Abrechnung anstelle seiner 400.000 Golddukatens Brandenburg als Lehen bekam, womit er gleichzeitig verpflichtet war, bei jeder Kaiserwahl die Hohenzollernstimme an das Haus Luxemburg zu geben. Marx: "Friedrichs nächster Nachfolger, ein Schwächling, genannt 'der Eisene', weil er sich mit Vorliebe im eisernen Harnisch zu zeigen pflegte, kaufte dem Deutschen Ritterorden für 100.000 Gulden die Neumark ab, so wie sein Vater dem Kaiser die Altmark und die Kurfürstenwürde abgekauft hatte. Von nun an bürgerte sich die Methode des Ankaufs überschuldeter Landesteile bei den hohenzollernschen Kurfürsten ein."

Nach diesen Geschäften ergab sich ein anderes, die Reformation. Friedrich I. ging für den katholischen Kaiser gegen die Hussiten und wurde zum Lohn für seine Mühen gründlich durchgeprügelt, wie Marx schreibt. Als der "schwächliche Wankelmüt" bestraft war, bekam die nächste Preußen-Generation im 30jährigen Krieg ihre Schläge, diesmal von der Befreierarmee Gustav Adolfs. Ins protestantische Lager zurückgetreten, versuchte Preußen, sich durch einen Separatfrieden mit Österreich wieder davonzustellen. Marx: "Aber wenn die Hohenzollern auch nicht die Ritter der deutschen Reformation waren, so waren sie doch sicherlich ihre Kassierer. Ihr Widerwille, für die Sache der Reformation zu kämpfen, wurde nur durch ihre Begierde wettgemacht, im Namen der Reformation zu plündern. Für sie war die Reformation bloß der religiöse Vorwand zur Säkularisation (...) Kirchenraub, eine ziemlich sonderbare Erscheinungsweise des göttlichen Rechts."

Marx betont drei entstehungsgeschichtliche Daten: die Erwerbung des Kurfürstentums Brandenburg, die Angliederung des Herzogtums Preußen und dessen Erhebung zum Königreich. Eine Geschäftsheirat Joachim Friedrichs mit der jüngeren und seines Sohnes mit der älteren Tochter des verrückten Herzogs von Preußen, der keine Söhne hatte, waren für die jüngste Erwerbung nicht ausreichend. Die über Jahre sich hinziehende verwickelte Bestechungsaffäre mit den beiden polnischen Parteien, König und Reichstag, kam hinzu. Friedrich I. mußte für den Königstitel aus der Hand des katholischen Kaisers schließlich dessen Beichtvater, den Jesuiten Wolf schmieren und noch 30.000 Landeskinder zu dem Handel geben, bestimmt, sich im österreichisch-spanischen Erbfolgekrieg abschlagen zu lassen, was Marx so kommentiert: "Der hohenzollernsche Kurfürst griff auf die alte germanische Institution der Verwendung lebender Wesen als Geld zurück, nur daß die alten Deutschen mit Rindvieh zahlten und er mit Menschen. So wurde das hohenzollernsche Königtum von Gottes Gnaden begründet." Weiteres Land brachten Teilungsverträge mit Peter dem Großen über schwedische Besitztümer, mit Katarina II. über Polen und mit Alexander I. über Deutschland. Wer also glaube, schreibt Marx, Preußens Ansprüche auf ein Stück Schweiz seien durch Bestechung erworben, begehe den traurigen Fehler zu vergessen, daß der Rest auf dasselbe "göttliche Recht" zurückgeht.

2. Wir überspringen einen größeren Zeitraum, den Friedrich Engels überwiegend militärwissenschaftlich untersucht — vor allem die Lebenswerke von Gneisenau und Clausewitz würdigend —, ohne auf Friedrich II. (den Großen) besonders, also auch nicht besonders höhnisch einzugehen. Die Periode nach dem Wiener Kongreß von 1815 beschreiben Marx und Engels als Zeitgenossen. Ihre Hauptereignisse sind die bürgerliche Revolution von 1848, die Entwicklung der revolutionären Sozialdemokratie und die Bismarcksche Reichsgründung auf den Trümmern der Pariser Kommune 1871. Wir folgen dabei der oft von Tagesaufgaben diktierten Chronologie des Werks — angesichts von 40 im Durchschnitt 700seitigen Bänden selbstverständlich unter Auslassung ganzer Themenblöcke, denn ein gutes Drittel ihrer Schriften bezieht sich direkt oder indirekt auf Preußen, bzw. Deutschland. Der Weltruhm von Preußens größten Kritikern ist nicht nur längst über das 1947 vom alliierten Kontrollrat aufgelöste Preußen hinausgewachsen. Die beiden Klassiker sind selbst ein folgenreicher Fakt preußischer Geschichte geworden. Was der Staat Preußen weder von seinem 1. König 1701 bis zur Verpreußung Deutschlands 1871, noch als Deutsches Reich monarchisch, republikanisch und faschistisch bis 1945 erreicht hat, weder mit Geld noch mit Kanonen, das ist diesen zwei Zwangspreußen gelungen: eine Weltmacht.

Bereits die biographischen Angaben, die Engels über seinen Freund Marx für den »Braunschweiger Volkskalender« macht [19/96], sind Angaben zu Preußen: Karl Marx "studierte in Bonn und Berlin zuerst Rechtswissenschaft, warf sich aber bald ausschließlich auf das Studium der Geschichte und Philosophie und war 1842 im Begriffs, sich als Dozent der Philosophie zu habilitieren, als die seit dem Tode Friedrich Wilhelms III. entstandene politische Bewegung ihn in eine andere Laufbahn warf. Unter seiner Mitwirkung hatten die Häupter der rheinischen liberalen Bourgeoisie, die Camphausen, Hansemann etc. in Köln die »Rheinische Zeitung« gegründet, und Marx, dessen Kritik der Verhandlungen des rheinischen Provinziallandtags das größte Aufsehen erregt hatte, wurde Herbst 1842 an die Spitze des Blattes berufen." Von seinem Zensor, dem preußischen Polizeirat Dolleschall, erzählt Engels, daß er die Annonce einer durch den späteren König von Sachsen anonym angefertigten Übersetzung von Dantes »Göttlicher Komödie« mit der Begründung gestrichen habe, mit göttlichen Dingen solle keine Komödie getrieben werden. Um diesen Zensor abzuarbeiten, ließ Marx eigens Streichfutter anfertigen und drohte notfalls mit der Peinlichkeit, am nächsten Tag das Blatt nicht erscheinen zu lassen. Nachdem so mehrere Aufpaser verschlissen waren und auch doppelte Zensur nichts genutzt hatte, wurde die »Rheinische Zeitung« 1843 ohne weiteres verboten. U.a. hatte Marx unter Zensur über Zensur schreiben können [1/51]: "Kein Mensch bekämpft die Freiheit; er bekämpft höchstens die Freiheit der anderen. Jede Art der Freiheit hat daher immer existiert, nur einmal als besonderes Vorrecht, das andere Mal als allgemeines Recht. (...) Es fragt sich nicht, ob die Preßfreiheit existieren solle, denn sie existiert immer. Es fragt sich, ob die Preßfreiheit das Privilegium einzelner Menschen oder ob sie das Privileg des menschlichen Geistes ist? Es fragt sich, ob das Unrecht der einen Seite sein soll, was das Recht der anderen ist?" (Rosa Luxemburg hat das Problem dann ziemlich moralisch gefaßt.)

Über die anschließende Exilzeit schreibt Engels weiter [19/97]: "Marx, der inzwischen die Schwester des späteren (preußischen M.B.) Reaktionsministers von Westphalen geheiratet, siedelte nach Paris über (...). Das Studium der politischen Ökonomie und der Geschichte der großen französischen Revolution ließ Marx immer noch Zeit zu gelegentlichen Angriffen auf die preußische Regierung; diese rächte sich, indem sie im Frühjahr 1845 bei dem Ministerium Guizot — Herr Alexander von Humboldt soll den Vermittler gespielt haben — seine Ausweisung aus Frankreich durchsetzte." In den Jahren des so-

genannten Vormärz (vor der Märzrevolution 1848) war Marx von der reinen Politik zu den ökonomischen Verhältnissen und damit zum Sozialismus übergegangen, [13/8], vom Idealismus zum Materialismus, vom revolutionären Demokratismus zum Kommunismus. Er begann über die Klassenstruktur der deutschen Gesellschaft und die Rolle des absolutistischen preußischen Staats zu arbeiten. Er erklärte die Staatsformen und Rechtsverhältnisse nicht mehr aus sich selbst oder wie Hegel aus der allgemeinen Entwicklung des menschlichen Geistes, sondern aus den materiellen Lebensverhältnissen, und suchte die Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft in der politischen Ökonomie. Seine neue Auffassung vom Klassenkampf als Motor der Geschichte zeichnet sich ab. Marx [1/338]: "Kein Volk verzweifelt, und sollt' es auch lange Zeit nur aus Dummheit hoffen, so erfüllt es sich doch nach vielen Jahren einmal aus plötzlicher Klugheit alle seine frommen Wünsche."

[1/341 f.]: "Der alte König wollte nichts Extravaganter, er war ein Philister und machte keinen Anspruch auf Geist. (...) Der junge König war munterer und aufgeweckter, von der Allmacht des Monarchen, der nur durch sein Herz und seinen Verstand beschränkt ist, dachte er viel größer. Der alte verknöcherte Diener- und Sklavenstaat widerte ihn an. Er wollte ihn lebendig machen und ganz und gar mit seinen Wünschen, Gefühlen und Gedanken durchdringen (...). Daher seine liberalen Reden und Herzensergießungen (...); aber die übrigen Herzen schlugen nicht wie das seinige, und die Beherrschten konnten den Mund nicht auf tun, ohne von der Aufhebung der alten Herrschaft zu reden. Die Idealisten, welche die Unverschämtheit haben, den Menschen zum Menschen machen zu wollen, ergriffen das Wort, und während der König altdeutsch phantasieerte, meinten sie, neudeutsch philosophieren zu dürfen. Allerdings war dies unerhört in Preußen. Einen Augenblick schien die alte Ordnung der Dinge auf den Kopf gestellt zu sein, ja, die Dinge fingen an, sich in Menschen zu verwandeln, es gab sogar namhafte Menschen, obgleich die Namensnennung auf den Landtagen nicht erlaubt ist; aber die Diener des alten Despotismus machten diesem undeutschen Treiben bald ein Ende. Es war nicht schwer, die Wünsche des Königs, der für eine große Vergangenheit voll Pfaffen, Ritter(n) und Hörige(n) schwärmte, mit den Absichten der Idealisten, welche lediglich die Folgen der französischen Revolution, also zuletzt doch immer Republik und eine Ordnung der freien Menschheit statt der Ordnung der toten Dinge wollen, in fühlbaren Konflikt zu bringen. Als dieser Konflikt schneidend und unbequem genug geworden und der jähzornige König hinlänglich aufgeregt war, da traten die Diener zu ihm, die früher den Gang der Dinge so leicht geleitet hatten, und erklärten: der König täte nicht wohl, seine Untertanen zu unnützen Reden zu verleiten, sie würden das Geschlecht der redenden Menschen nicht regieren können. Auch der Herr aller Hinterrussen (Zar Nikolaus I., M.B.) war über die Bewegung in den Köpfen der Vorderrussen (für Preußen, lateinisch Borussen, M.B.) unruhig geworden und verlangte Wiederherstellung des alten ruhigen Zustandes. Und es erfolgte eine neue Auflage der alten Ächtung aller Wünsche und Gedanken der Menschen über menschliche Rechte und Pflichten, das heißt die Rückkehr zu dem alten verknöcherten Dienerstaat, in welchem der Sklave schweigend dient und der Besitzer des Landes und der Leute lediglich durch eine wohlgezogene, stillfolgsame Dienerschaft möglichst schweigsam herrscht. Beide können, was sie wollen, nicht sagen, weder die einen, daß sie Menschen werden wollen, noch der andere, daß er keine Menschen in seinem Lande brauchen könne."

3.

Wir haben die Restaurationen der modernen Völker geteilt, ohne ihre Revolutionen zu teilen, hatte Marx 1843 geschrieben [1/379 f.] Eine geschichtsphilosophische Schule, die die Niederträchtigkeit von heute durch die Niederträchtigkeit von gestern legitimiert, die wie der Gott Israels seinem Diener Moses nur den Arsch zeigt, hätte die deutsche Ge-

schichte erfunden, wäre sie nicht selbst eine Erfindung der deutschen Geschichte. Die gutmütigen Enthusiasten dagegen, die Deutschthümler von Blut und Freisinnigen von Reflexion suchten die Geschichte der Freiheit jenseits der Geschichte in den teutonischen Urwäldern. Einige von den legendären, ach so schönen Sätzen wörtlich: "Mit ihnen im Kampf ist die Kritik keine Leidenschaft des Kopfs, sie ist der Kopf der Leidenschaft." [1/385 f.]: "Die Waffe der Kritik kann allerdings die Kritik der Waffen nicht ersetzen, die materielle Gewalt muß gestürzt werden durch die materielle Gewalt, allein auch die Theorie wird zur materiellen Gewalt, sobald sie die Massen ergreift. Die Theorie ist fähig, die Massen zu ergreifen, sobald sie *ad hominem* demonstriert, und sie demonstriert *ad hominem*, sobald sie radikal wird. Radikal sein ist die Sache an der Wurzel fassen, die Wurzel für den Menschen ist aber der Mensch selbst." Entsprechend endet Marx Kritik an der Religion mit der Lehre, daß der Mensch das höchste Wesen für den Menschen sei, also mit dem kategorischen Imperativ, alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, geknechtetes, verlassenes Wesen ist — Verhältnisse, die mit dem Ausruf anlässlich einer projektierten Hundesteuer kommentiert werden: "Arme Hunde! Man will euch wie Menschen behandeln!"

Allerdings betont Marx, daß die Theorie sich nur soweit verwirklicht, wie sie die Verwirklichung materieller Bedürfnisse ist, daß nicht nur der Gedanke zur Verwirklichung, daß die Wirklichkeit selbst zum Gedanken drängen müsse — und in dieser Hinsicht steckt Preußen noch in den Kinderschuhen. 1844 polemisiert Marx [1/401 ff.] gegen Ruges Artikel »Der König von Preußen und die Sozialreform — Von einem Preußen«, demzufolge der König über die schlesischen Weberaufstände nicht sonderlich erschrocken sei. "England bestraft (...) die Armen, der König von Preußen ermahnt die Reichen, und der französische Konvent köpft die Eigentümer. (...) Der politische Verstand ist eben *politischer* Verstand, weil er *innerhalb* der Schranken der Politik denkt. Je geschäftiger, je lebendiger, desto *unfähiger* ist er zur Auffassung sozialer Gebrechen. Die *klassische* Periode des politischen Verstandes ist die *französische* Revolution. Weit entfernt, im Prinzip des Staates die Quelle der sozialen Mängel zu erblicken, erblicken die Heroen der französischen Revolution vielmehr in den sozialen Mängeln die Quelle politischer Übelstände. So sieht *Robespierre* in der großen Armut und dem großen Reichtum nur ein Hindernis der *reinen Demokratie*. Er wünscht daher eine allgemeine *spartanische* Genügsamkeit zu etablieren. Das Prinzip der Politik ist der *Wille*. Je einseitiger, das heißt also, je vollendeter der *politische* Verstand ist, umso mehr glaubt er an die *Allmacht* des Willens, um so blinder ist er gegen die *natürlichen* und geistigen *Schranken* des Willens, um so unfähiger ist er also, die Quelle sozialer Gebrechen zu entdecken. Es bedarf keiner weiteren Ausführung gegen die alberne Hoffnung des 'Preußen' (Arnold Ruge, M.B.), wonach der '*politische Verstand die Wurzel der geselligen Not* für Deutschland zu entdecken' berufen ist. Es war töricht, dem König von Preußen eine Macht zuzumuten, wie sie der Konvent und Napoleon vereint nicht besaßen."

Zu den Weberaufständen sagt Marx abschließend, daß die Klugheit der deutschen Armen in umgekehrtem Verhältnis zur Klugheit der armen Deutschen stehe, daß die einzige Aufgabe eines denkenden und wahrheitsliebenden Kopfes angesichts eines ersten Ausbruchs der schlesischen Arbeiter nicht Schulmeisterei, sondern Studium des Eigentümlichen und Neuen sein müsse, wozu allerdings wissenschaftliche Einsicht und einige Menschenliebe anstelle fertiger Phrasologie nötig sei.

4.

Gänzlich andere Verhältnisse herrschten in Rheinpreußen seit der französischen Besatzung. Marx kam aus Trier und Engels aus Wuppertal. Engels schreibt 1845 als Korres-

pondent des »Northern Star« zu den Voraussetzungen preußischer Politik [2/569]: "Napoleon liquidierte das heilige römische Reich und verminderte die Zahl der Kleinstaaten in Deutschland durch die Bildung größerer Staaten. Er brachte sein Gesetzbuch in die eroberten Länder mit, ein Gesetzbuch, das allen bestehenden unendlich überlegen war und die Gleichheit im Prinzip anerkannte. Er zwang die Deutschen, die bis dahin nur für *Privatinteressen* gelebt hatten, ihre Kräfte für die Durchführung einer großen Idee überwältigender gesellschaftlicher Interessen einzusetzen. Aber gerade das war es, was die Deutschen gegen ihn aufbrachte. (...) Er erzürnte das Bürgertum durch solche Maßnahmen, die den Grundstein für die deutsche Industrie legten. Das Verbot der englischen Waren und der Krieg mit England waren die Ursache, daß sie selbst zu fabrizieren begannen, aber das Verbot machte gleichzeitig Kaffee und Zucker, Rauch- und Schnupftabak sehr teuer; und das genügte natürlich, um den Unwillen der deutschen patriotischen Krämer wachzurufen."

[2/572 f.]: "Das Königreich Preußen war der erste unter allen deutschen Staaten, der Napoleon den Krieg erklärt hatte. Es wurde damals regiert von Friedrich Wilhelm III., mit dem Spitznamen 'der Gerechte', einem der größten Holzköpfe, die je einen Thron geziert. Er war zum Korporal und zum Inspektor von Uniformknöpfen geboren; er war liederlich, ohne Leidenschaft, und gleichzeitig ein Moralprediger, er war unfähig, anders als im Infinitiv zu sprechen und wurde als Schreiber von Proklamationen nur von seinem Sohn übertroffen; er kannte nur zwei Gefühle — Furcht und feldwebelhafte Anmaßung. Während der ersten Hälfte seiner Herrschaft war sein vorherrschender Geisteszustand die Furcht vor Napoleon, der ihn mit der Großmut der Verachtung behandelte, indem er ihm die Hälfte seines Königreichs zurückgab, die zu behalten er nicht der Mühe für wert hielt. Es war diese Furcht, die ihn antrieb, einer Partei von Halb- und halb-Reformern, Hardenberg, Stein, Schön, Scharnhorst etc. zu gestatten, an seiner Stelle zu regieren, die eine liberale Gemeindeorganisation einführen, die Erbsknechtschaft abschaffen, die feudalen Dienste in Rente oder in eine fixe Summe mit 25jähriger Tilgung verwandelten und vor allem die militärische Organisation einführen, die dem Volk gewaltige Macht verschafft und früher oder später gegen die Regierung gebraucht werden wird. Sie trafen auch die 'Vorbereitungen' für eine Verfassung, die jedoch noch nicht in Erscheinung getreten ist. (...) Nachdem das 'korsische Ungeheuer' in sicheren Gewahrsam gebracht worden war, gab es sofort einen großen Kongreß großer und kleiner Despoten in Wien, der die Beute und die Preisgelder verteilen und feststellen sollte, wieweit die vorrevolutionären Zustände wiederhergestellt werden könnten. Nationen wurden gekauft und verkauft, geteilt und vereinigt (...). Die deutschen Staaten, die an nichts anderes als an ihr liebes Legitimitätsprinzip (die Aufrechterhaltung der Monarchie, M.B.) dachten, wurden noch einmal übers Ohr gehauen und verloren durch den Frieden alles, was sie durch den Krieg gewonnen hatten. Deutschland blieb in 38 Staaten zersplittert (...)."

Es gab einige Versprechungen, aber nur dem linken Rheinufer blieben seine französischen Institutionen erhalten. Der Kurfürst von Hessen führte sogar die von den gottlosen Franzosen abgeschnittenen Zöpfe seiner Soldaten wieder ein. [2/575] In einer deutschen Konföderation mit Bundestag organisiert, zwangen Preußen und Österreich den Kleinstaaten Bastardverfassungen auf, kein bürgerliches Machtmittel, sondern lediglich Instrumente für Berlin und Wien, den kleinen Fürsten im Fall der Unbotmäßigkeit mit deren Pseudoparlamenten ein bißchen zu drohen. Das süddeutsche liberale Bürgertum konnte nichts ausrichten ohne eine revolutionäre Bewegung in Preußen.

Die liberale bürgerliche Geld-Macht erscheint als Demokratie. Allerdings reduziert sich die Gleichheit sofort wieder auf die abstrakte Gleichheit von arm und reich vor dem Ge-

setz, was nach Engels [2/579 ff.] nichts anderes bedeutet, als der Ungleichheit den Namen der Gleichheit zu geben. "Das arbeitende Volk, obwohl fortgeschrittener als das Bürgertum, konnte noch nicht die völlige Verschiedenheit von Liberalismus und Demokratie, von Emanzipation der bürgerlichen Klassen und Emanzipation der arbeitenden Klassen erkennen; es konnte den Unterschied zwischen der Freiheit des *Geldes* und der Freiheit des *Menschen* nicht erkennen, bevor das Geld politisch frei gemacht, bevor das Bürgertum zur ausschließlich herrschenden Klasse geworden war."

In allen Ländern blieb deshalb nach dem Wiener Kongreß bis zur französischen Julirevolution 1830 das Bürgertum der machtvollste und führende Teil der revolutionären Bewegung. Nur bei der deutschen Zurückgebliebenheit war das anders. Es bildeten sich eine Menge versponnener Geheimbünde für die deutsche Einheit, einen deutschen Kaiser usw. — ein lächerlicher harmloser Popanz, den Friedrich Wilhelm III., kaum von seinem Napoleon-Trauma genesen, für 'die Revolution' hielt. Der deutsche Liberalismus besaß keine Frankreich oder England vergleichbare Basis.

Immerhin hatte Lafitte 1830 in Paris am Tag nach der Revolution unzweideutig erklärt "Nun werden wir Bankiers regieren", woran sich bekanntlich bisher nichts geändert hat. Dagegen waren die preußischen Schmalspur-Kapitalisten bloße Schwärmer für einzelne Mittel, wie Pressefreiheit, Geschworenengerichte und Parlament, Mittel, die sie für Zwecke hielten, weshalb sie, wie Engels sich ausdrückt, als Enthusiasten, die den Schatten für das Wesen nehmen, gar nichts bekamen. Wo bei immerhin mehreren Dutzend Klein-Revolutionen im Gefolge des französischen Juli Wichtiges erreicht wurde (wie die Pressefreiheit in Baden), machte der Bundestag der Sache sofort ein Ende. Bis 1840 war die deutsche Bewegung tot, die Agitatoren im Gefängnis oder im Ausland, und am wenigsten von allen hatte die preußische Bourgeoisie sich beteiligt.

5.

Im »Northern Star« erinnerte Engels [4/18] an das Verfassungsversprechen aus den napoleonischen Kriegen und an das seit 1820 existierende Gesetz, demzufolge nur die Generalstände, also ein Parlament, das noch gar nicht existierte, Staatsschulden genehmigen dürfen. Engels weist nach, daß der König diese versprochene Verfassung schon gebrochen hatte durch Pumpaktionen über staatliche Firmen und nun kündigt der Monarch mittels der preußischen Bank eine große Anleihe an und verfügt, diese als "Aktien"-Ausgabe zu bezeichnen. Ein Jahr später im März 1847 in der gleichen Sache, nämlich der Verfassung [4/30]: "Endlich ist das langersehnte Kunstwerk da! (...) Der »Northern Star« hat jedoch bereits genügend bewiesen, daß diese sogenannte Verfassung nichts ist als eine dem preußischen Volk gestellte Falle, um es um die Rechte zu betrügen, die der verstorbene König zu einer Zeit, als er die Hilfe des Volkes brauchte, versprochen hatte. Daß dem so ist, daß Friedrich Wilhelm Geld zu bekommen versucht, ohne verpflichtet zu sein, der öffentlichen Meinung Konzessionen zu machen, steht völlig außer Zweifel."

Wirtschaftlich geht es 1847 denkbar schlecht. [4/32 f.] Zwar haben sich inzwischen Manufaktur, Bergbau und Schifffahrt ausgedehnt, aber längst nicht so sehr, wie die englische Konkurrenz, die Preußen mit Billigware überschwemmt, während den preußischen Schiffen die meisten fremden Häfen verschlossen bleiben. Die Regierung verweigert Schutzzölle. Trotz Mißernte wird exportiert, so daß die Getreidepreise für viele Menschen Hungersnot bedeuten. Durch wilde Eisenbahnspekulationen fehlt Bargeld. Die Textil- und Metallindustrie am Rhein läßt Feierschichten fahren und zu allem Mangel ist auch noch die Kartoffelernte großteils vernichtet. Daß in dieser Situation die Regierung Geld und dazu die Zustimmung der nachdrängenden Klasse braucht, ohne de-

ren Garantie kein Bankier dem wackelnden König mehr leiht, vergleicht Engels mit dem Zustand vor der französischen Revolution 1789.

Aus Geldmangel also beruft der König preußische Abgeordnete ein, einen 'Vereinigten Landtag'. In dieser bedrohlichen Situation bieder sich die Oberen ihren Unteren an, pflegen damals schon einen heute vertrauten 'Diskurs' und erfinden eine 'Zwei-Drittel-Gesellschaft', einen 'Kommunismus', wie Marx im offiziellen »Rheinischen Beobachter« entdeckt [4/195 ff.]: "Nach einem möglichst leeren und verworrenen Geschwätz stolpert der Konsistorialrat (vermutlich Bismarcks späterer Adlatus Wagener, M.B.) plötzlich folgendermaßen über das Proletariat: (...) 'Ein Drittel des Volkes hat keinen Boden seiner Existenz, und ein anderes Drittel steht auf der Neige. Die Sache der Proletarier ist die Sache der großen Majorität des Volkes, die Kardinalfrage.' (...) Wie lange ist es her, seit die Regierung den Zeitungen verbot, solche Übertreibungen zu behaupten, als hätten wir in Preußen ein Proletariat? seit der »Trier'schen Zeitung« u.a. — dieser Unschuldigen! — mit dem Verbot gedroht wurde, weil sie französische und englische schlechte Proletariatszustände böswilligerweise als auch in Preußen existierend vorstellig machen wollten? Doch wie die Regierung will. Nehmen wir zu den Akten, daß die große Majorität des Volkes Proletarier sind. (...) Man merke, wie unser glattgescheitelter Konsistorialrat allmählich das Fuchsohr zu zeigen beginnt: 'Der Landtag hat die Prinzipienfrage für die Hauptfrage angesehen.' Heilige Einfalt dieser liebevollen Blindschleichen! Die Frage, ob man der Regierung 30 Millionen Anleihe, eine Einkommensteuer von nicht vor auszubestimmendem Ertrag, eine Rentenbank, womit sie 400-500 Millionen auf die Domänen aufnehmen kann — ob man das alles dieser gegenwärtigen liederlichen und reaktionären Regierung zur Disposition stellen und sie dadurch auf ewige Zeiten unabhängig machen oder ob man sie knapp halten, sie durch Entziehung der Gelder zur Unterwerfung unter die öffentliche Meinung bringen soll, das nennt so ein Leisetreter (...) die Prinzipienfrage! 'Und was soll das Volk bekommen?' fragt der teilnehmende Konsistorialrat. *'Keine Rentenbanken!'* Tut unser Konsistorialrat nicht gerade so, als habe die Regierung den Proletariern Renten geben wollen? Aber im Gegenteil, sie wollte dem *Adel* Renten geben, die das Volk bezahlen sollte. Den Bauern sollte dadurch der Abkauf der Frondienste erleichtert werden. Wenn die Bauern noch einige Jahre warten, so werden sie wahrscheinlich nicht mehr nötig haben, sie *abzukaufen*. Wenn die Fronherren unter die Heugabeln der Bauern geraten, und das könnte sehr leicht einmal kommen, so hören die Frondienste von selbst auf. *'Keine Einkommensteuer'*. Aber solange die Einkommensteuer dem Volk kein Einkommen bringt, kann sie ihm ganz gleichgültig sein."

Nachdem Marx die angeblich sozialen Wirkungen einer Einkommenssteuer mittels bereits gemachter gegenteiliger Erfahrungen in England widerlegt hat, kommt er zu der Forderung [4/198 f.], die Gesellschaft, in der keiner seiner Lebenslage sicher sei, solle jedem eine Existenz sichern: "Da hätten wir ja den Kommunismus des »Rheinischen Beobachters«. (...) Erst gesteht der Konsistorialrat, daß die bestehende Gesellschaft dies nicht *kann*, und dann verlangt er von ihr, sie soll dies ihr Unmögliche doch tun. (...) Außer der Einkommensteuer hat der Herr Konsistorialrat noch ein anderes Mittel zur Einführung des Kommunismus, wie er ihn eben versteht: 'Was ist das A und O des christlichen Glaubens? Das Dogma von der Erbsünde und der Erlösung — Und darin liegt die solidarische Verbindung der Menschheit in ihrer höchsten Potenz; Einer für Alle und Alle für Einen'. Glückseliges Volk! Die *Kardinalfrage* ist für ewige Zeiten gelöst. Das Proletariat wird unter den doppelten Fittichen des preußischen Adlers und des heiligen Geistes zwei unerschöpfliche Lebensquellen finden: erstens den Überschuß der Einkommensteuer über die gewöhnlichen und außergewöhnlichen Staatsbedürfnisse, welcher Überschuß gleich null ist; und zweitens die Reventen aus den himmlischen Domänen

der Erbsünde und der Erlösung, welche ebenfalls gleich null sind. (...) Die sozialen Prinzipien des Christentums haben jetzt 1800 Jahre Zeit gehabt, sich zu entwickeln, und bedürfen keiner fernerer Entwicklung durch preußische Konsistorialräte." [4/202 f.]: "Wir wollen denjenigen Herren, die das geängstete preußische Königtum durch einen Salto mortale ins Volk retten möchten, nur einige wohlwollende Bemerkungen machen. Das Volk ist von allen politischen Elementen für einen König das allergefährlichste. Nicht das Volk, von dem Friedrich Wilhelm spricht, das sich für einen Fußtritt und einen Silbergroschen mit tränenden Augen bedankt; dies Volk ist durchaus ungefährlich, denn es existiert nur in der Einbildung des Königs. Aber das wirkliche Volk, die Proletarier, die kleinen Bauern und der Pöbel, das ist, wie Hobbes sagt, puer robustus, sed malitiosus, ein robuster und bössartiger Knabe, und läßt sich weder von mageren noch von fetten Königen zum besten haben. (...) Der gegenwärtige würdige Inhaber dieses Königtums würde sich glücklich schätzen können, wenn das Volk ihn als öffentlichen Deklamator beim Berliner Handwerkerverein mit 250 Taler Zivilliste und einer kühlen Blondin täglich anstellte."

In einem historischen Exkurs erinnert Marx an andere Könige, die ans Volk appellierten, Karl I., den das englische Parlament 1649 köpfen ließ; Ludwig XVI., der drei Jahre lang immer wieder von einem Teil des Volkes an den anderen appellierte und sein Volk, das wahre, für ihn begeisterte nirgends finden konnte, es dann hinter den feindlichen Linien suchte und den sein Volk 1793 unter die Guillotine schob. Weniger optimistisch beschreibt Marx im Oktober 1847 das Klassen-Kräfteverhältnis hierzulande [4/351]: "Deutschland hat (...) ein eigenes christlich-germanisches Pech. Die deutsche Bourgeoisie befindet sich also schon im Gegensatz zum Proletariat, ehe sie noch als Klasse sich politisch konstituiert hat. Der Kampf zwischen den 'Untertanen' ist ausgebrochen, ehe noch Fürsten und Adel zum Land hinausgejagt sind, allen Hambacher Liedern zum Trotz."

Gewissermaßen pünktlich kurz vor der Revolution erscheint das von Marx und Engels im Auftrag des Bundes der Kommunisten verfaßte »Manifest der kommunistischen Partei« [4/492 ff.]: "In Deutschland kämpft die kommunistische Partei, sobald die Bourgeoisie revolutionär auftritt, gemeinsam mit der Bourgeoisie gegen die absolute Monarchie, das feudale Grundeigentum und die Kleinbürgerei. Sie unterläßt aber keinen Augenblick, bei den Arbeitern ein möglichst klares Bewußtsein über den feindlichen Gegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletariat herauszuarbeiten, damit die deutschen Arbeiter sogleich die gesellschaftlichen und politischen Bedingungen, welche die Bourgeoisie mit ihrer Herrschaft herbeiführen muß, als ebensovielen Waffen gegen die Bourgeoisie kehren können, damit, nach dem Sturz der reaktionären Klassen in Deutschland, sofort der Kampf gegen die Bourgeoisie selbst beginnt. (...) die Kommunisten unterstützen überall jede revolutionäre Bewegung gegen die bestehenden gesellschaftlichen und politischen Zustände. In allen diesen Bewegungen heben sie die Eigentumsfrage (...) als die Grundfrage der Bewegung hervor."

1847 hatte sich mehr als in vielen vorangegangenen Jahren geändert. Aber obwohl Preußen schon seinen Landtag hatte, standen die Fronten gerade erst in Schlachtrordnung. Das Geld, daß sich Friedrich Wilhelm VI. mit der längst versprochenen Verfassung jetzt bewilligen lassen wollte, wurde ihm verweigert. Erst 15 russische Millionen konnten die Verzweiflung des Königs und die revolutionären Gewitterwolken verschieben, nicht für lange. Die von Marx und Engels formulierten Hauptforderungen für das Revolutionsjahr: Beseitigung der drei Dutzend Kleinstaaten und Schaffung einer demokratischen deutschen Republik sowie Bauernbefreiung durch Beseitigung der ökonomischen Grundlage der Adelherrschaft und feudalen Unterdrückung.

6.

Die besten politischen Satiren nach der Märzrevolution in Berlin sind von Engels kommentierte stenographische Berichte der Frankfurter Nationalversammlung in der Paulskirche und des preußischen Landtags, welche brandaktuell am jeweils nächsten Tag nach Posteingang in der »Neuen Rheinischen Zeitung« erschienen, die Marx, aus dem Exil zurückgekehrt, ab 1. Juni 1848 in Köln herausbrachte. Engels in Nr.1 [5/14 ff.]: "Seit 14 Tagen besitzt Deutschland eine konstituierende Nationalversammlung, hervorgegangen aus der Wahl des gesamten deutschen Volkes." Das waren 384 Abgeordnete: 122 Verwaltungsbeamte, 95 Justizbeamte, 103 Gelehrte, 81 Advokaten, 21 Geistliche, 17 Industrielle und Kaufleute, 12 Ärzte, 12 Offiziere und 40 Grundbesitzer, die laut und öffentlich Volkssouveränität proklamieren, eine neue Verfassung ausarbeiten und sich gegen Reaktionsversuche hätten schützen sollen.

Engels: "Die deutsche Nationalversammlung hat nun schon an ein Dutzend Sitzungen gehalten und hat von dem allen nichts getan. Dafür aber hat sie das Heil Deutschlands durch folgende Großtaten sichergestellt: Die Nationalversammlung erkannte, daß sie ein Reglement haben müsse, denn sie wußte, wo zwei oder drei Deutsche zusammen sind, da müssen sie ein Reglement haben, sonst entscheiden die Schemelbeine. (...) Man unterhält sich hierüber, man spricht, man bleibt stecken, man lärmst, man vertrödeln Zeit und vertagt die Abstimmung vom 19. auf den 22. Mai. Am 22. kommt die Sache wieder vor; (...) neue Abschwefelungen, und nach langem Reden und mehrfachem Durcheinander beschließt man, die bereits auf die Tagesordnung gesetzte Frage an die Abteilungen zurückzuverweisen. Damit ist die Zeit glücklich herum und die Deputierten gehen essen. Am 23. Mai zankt man sich erst über das Protokoll, dann nimmt man wieder zahllose Anträge in Empfang, und dann will man wieder zur Tagesordnung, nämlich zum vielgeliebten Reglement übergehen, als Sitz aus Mainz die Brutalitäten des preußischen Militärs (...) zur Sprache bringt. Hier lag ein unbestrittener, ein gelungener Reaktionsversuch vor, ein Fall, der ganz speziell zur Kompetenz der Versammlung gehörte. (...) es galt, die entwaffneten Mainzer in ihren eigenen Häusern vor (...) einer gegen sie aufgetriebenen Soldateska zu schützen. Aber Herr Bassermann, der badische Wassermann, erklärt das alles für Kleinigkeiten; man müsse Mainz seinem Schicksal überlassen, das Ganze gehe vor, hier sitze die Versammlung und berate im Interesse von ganz Deutschland ein Reglement — in der Tat, was ist ein Bombardement von Mainz dagegen? (...) Aber die Versammlung hat ein weiches Herz, erwählt eine Kommission, die nach Mainz gehen und die Sache untersuchen soll, und — es ist richtig wieder Zeit, die Sitzung zu schließen und essen zu gehen. Am 24. Mai endlich geht uns der parlamentarische Faden verloren. Das Reglement scheint fertig geworden oder abhanden gekommen zu sein, jedenfalls hören wir nichts mehr davon. (...) Am 25. neigen sich die gedankenschweren Häupter der Abgeordneten wieder unter massenweise eingegangenen Anträgen wie reife Kornähren unter dem Platzregen. (...) Nun aber kam endlich die nach Mainz gesandte Kommission zu Worte. Sie sei, wie natürlich, zu spät gekommen. 8.000 preußische Bajonette hätten die Ruhe hergestellt, und einstweilen könne man zur Tagesordnung übergehen. (...) Daß sie noch so früh zum Essen kamen, verdanken sie bloß dem Worte Robert Blums: 'Meine Herren, wenn sie heute die Tagesordnung beschließen, so möchte die ganze Tagesordnung dieser Versammlung auf eigentümliche Weise abgekürzt werden!'"

Von Marx stammt der Bericht über Camphausens Erklärung auf der Berliner Sitzung vom 30. Mai [5/25 f.]: Das "Ministerium Camphausen erkennt die hohe Bedeutung" der Märzrevolution an; die Revolution selbst ist eine Bagatelle, aber ihre Bedeutung! Sie bedeutet eben das Ministerium Camphausen, wenigstens post festum. 'Diese Begebenheit' — die Bildung des Ministeriums Camphausen oder die Märzrevolution? — 'gehört

zu den wesentlichsten mitwirkenden Ursachen der Umgestaltung unserer inneren Staatsverfassung'. (...) Die preußische Märzrevolution hat Preußen revolutioniert!" Eine "feierliche Tautologie. (...) Das Ministerium Camphausen erkennt an, daß es noch einen weiten Weg vor sich habe, d.h. es verspricht sich eine *lange* Dauer." Camphausen meint, daß nicht die Märzrevolution, sondern die Güte der Regierung das Wahlgesetz einzuhalten, Ursache des Daseins von Abgeordneten ist, die mit der Krone eine Verfassung zu "vereinbaren" hätten.

Engels [5/64]: "Am 18. März versprach der König eine Konstitution, führte die Preßfreiheit mit Kauttionen ein und sprach sich in einer Reihe von Vorschlägen dahin aus, daß Deutschlands Einheit durch ein Aufgehen Deutschlands in Preußen herbeizuführen sei. (...) Daß die Berliner sich damit zufrieden erklärten, daß sie vor das Schloß zogen, um dem König dafür zu danken, das beweist am allerdeutlichsten die Notwendigkeit der Revolution vom 18. März. Nicht nur der Staat, auch die Staatsbürger mußten revolutioniert werden. Der Untertan konnte nur in einem blutigen Befreiungskampfe abgestreift werden. Das bekannte 'Mißverständnis' (der König hatte in die Menge schießen lassen, M.B.) rief die Revolution hervor. Allerdings fand ein Mißverständnis statt. Der Angriff der Soldaten, die Fortsetzung des Kampfes während 16 Stunden, die Notwendigkeit für das Volk, den Rückzug der Truppen zu erzwingen — das ist Beweis genug, daß das Volk die Konzessionen des 18. März gänzlich *mißverstanden* hatte. Die Resultate der Revolution waren: auf der einen Seite die Volksbewaffnung, das Assoziationsrecht, die faktisch errungene Volkssouveränität; auf der anderen die Beibehaltung der Monarchie und das Ministerium Camphausen-Hanseemann, d.h. die Regierung der Vertreter der hohen Bourgeoisie."

[5/69]: "Die wichtigste Eroberung der Revolution ist *die Revolution selbst*." Engels erklärt sie mit diesem Satz keineswegs zum Selbstzweck, sondern unterstreicht nur die Neuigkeit im Volk der Dichter und Denker: die praktische Bewegung. Drei Tage nach dem Berliner Zeughaussturm [5/96] und der dadurch ermutigten Ablehnung des Verfassungsentwurfs meldet Engels den Sturz des Ministeriums. "*Herr Camphausen hat die Reaktion gesät im Sinne der großen Bourgeoisie, er hat sie geerntet im Sinne der Feudalpartei*. Das war die gute Absicht des Mannes, das sein böses Geschick. Einen Pfennig Popularität für den enttäuschten Mann. Einen Pfennig Popularität! — Scheint die Sonne noch so schön, Einmal muß sie untergehen! — Doch im Osten geht sie wieder auf."

Anfang Juli 1848 erlebt die Berliner Versammlung nach der Tragödie die Idylle, nach dem Artilleriedonner gegen die Junirevolution der Pariser Arbeiter das Getrommel der preußischen Vereinbaren. Der wehmütigen Abschiedsrede Camphausens folgt die Antiritsrede von Auerswald, die Engels als Spottvers aus Heines »Wintermärchen« wiedergibt [5/161 ff.], wozu man noch wissen muß, daß die links sitzenden Abgeordneten "Wühler" und die rechts sitzenden "Heuler" genannt wurden. "Er (Auerswald, M.B.) nahm einen beschriebenen Zettel heraus und verlas ungefähr folgendes, aber ungereimt: M.H! Ich bin sehr glücklich, heut/ In Eurer Mitte zu weilen,/ Wo so viel' edle Gemüter mir/ Mit Liebe entgegenheulen./ Was ich in diesem Augenblick/ Empfinde, ist unermesslich;/ Ach! Diese schöne Stunde bleibt/ Mir ewig unvergeßlich. [5/169] Die Versammlung hatte einen neuen Präsidenten, ein neues Reglement und neue Minister sich gegenüber. Man kann sich also denken, wie groß die Konfusion ist." Engels zur Phrase von der 'Freiheit der Parlamente' in Berlin und Frankfurt [5/407]: "Entweder sie stellen sich *unter den Schutz des Volkes* und lassen sich dann auch von Zeit zu Zeit eine kleine Lektion gefallen; Oder sie stellen sich *unter den Schutz der Krone*, ziehen in irgendeine kleine Stadt, beraten unter dem Schutz der Bajonette und Kanonen, und dann werden sie nichts dagegen haben, wenn die Krone und die Bajonette ihnen ihre Beschlüsse vor-

schreiben. Die französische Konstituante zog von Versailles nach Paris. (...) Es gehört eigentlich ihrem ganzen Charakter nach zur deutschen Revolution, daß die Vereinbarerversammlung von Berlin nach Charlottenburg zieht" - oder, wie 70 Jahre später, gleich bis nach Weimar j.w.d. Marx fordert die Nationalversammlung direkt auf [6/32], Minister und Beamte, die sich ihren Beschlüssen widersetzen, zu verhaften, propagiert gegen die konterrevolutionäre Regierung die Steuerverweigerung, Organisation des bewaffneten Landsturms (vgl. Engels Schriften zu Gneisenau) und Sicherheitsausschüsse als Keime provisorischer Macht. Marx: "Der *passive* Widerstand muß den *aktiven* Widerstand zu seiner Unterlage haben. Er gleicht sonst dem Sträuben des Kalbes gegen den Schlichter."

Aber breit wurde die Bewegung nur in der Rheinprovinz, Engels [6/10]: In Berlin sind "Bourgeoisie und das Volk auf der einen Seite, die Unteroffiziere auf der anderen. *Wrangel* und *Brandenburg*, zwei Menschen ohne Kopf, ohne Herz, ohne Tendenz, reiner Schnurrbart — das ist der Gegensatz dieser quengelnden, klugtuenden, entschlußunfähigen Nationalversammlung." Am 6. Dezember 1848 wird sie aufgelöst, und 'allerhöchste Gnaden' erlassen ohne weiteres ihre 'Verfassung'. Die bürgerliche Revolution kam langsam zum Ende, ihrem Anfang. Engels [6/108]: "Es handelte sich nicht um die Herstellung einer neuen Gesellschaft, sondern um die Berliner Wiedergeburt der zu Paris verstorbenen. Die preußische Märzrevolution war nicht einmal *national*, *deutsch*, sie war von vornherein *provinziell-preußisch*. (...) Die preußische Bourgeoisie war (...) originell nur in der Gemeinheit, (...) ohne Initiative, (...) ohne weltgeschichtlichen Beruf — ein vermaledeiter Greis (...) ohn' Aug, ohn' Ohr, ohn' Zahn, ohn' alles."

Marx [6/138]: "Die Hauptfrucht der revolutionären Bewegung von 1848 ist nicht das, was die Völker gewonnen, sondern das, was sie verloren haben — *der Verlust ihrer Illusionen*." Zum ersten Jahrestag der Revolution räsoniert das Hausblatt Friedrich Wilhelms IV.: "Zweimal wehe aber dem Volke, das seine Revolution festlich begeht; sündigen ist menschlich, aber seine Ehre in Sünde suchen und sein Verbrechen feiern, ist teuflisch." In einer großen Verhaftungs- und Hinrichtungswelle läßt man die Soldaten in den Jahren nach 1848 jeweils weit entfernt von ihrer Heimat in fremden Provinzen nach dem Prinzip 'Teile und herrsche' den Henker machen. Marx zu den Taten derer, die der König "mein herrliches Kriegsheer" zu nennen liebte [6/497]: "Die 'angestammten' Untertanen (...) haben daher die höchst anerkennenswerte Freiheit, sich nach erklärtem Belagerungszustand von den mutvollen Exekutoren des landesväterlichen Wohlwollens 'ordnungsmäßig' ermorden und durch 'Widerstand' standrechtlich erschießen zu lassen."

Selbstverständlich war die letzte, rot gedruckte Nummer der »Neuen Rheinischen Zeitung« längst erschienen. Marx und Engels konnten froh sein, daß man sie vor der blutrünstigsten Welle der Konterrevolution bereits wieder ausgebürgert hatte. Von den ersten Jahren des zweiten Exils sagt Engels später [7/514 ff.]: "Die Vulgärdemokratie erwartete den erneuten Losbruch von heute auf morgen; wir erklärten schon im Herbst 1850, daß wenigstens der *erste* Abschnitt der revolutionären Periode abgeschlossen und nichts zu erwarten sei bis zum Ausbruch einer neuen ökonomischen Weltkrise. Weswegen wir auch in Acht und Bann getan wurden als Verräter an der Revolution, von denselben Leuten (z.B. Lassalleanern, M.B.), die nachher fast ohne Ausnahme ihre Frieden mit Bismarck gemacht haben — soweit Bismarck sie der Mühe wert fand."

7.

1866 hat Preußen bei Königsgrätz (Sadowa) Österreich besiegt und den Norden Deutschlands in der Folge angegliedert. Bismarck sah sich genötigt, das Wahlrecht ein-

zuführen, um für seine Reichspläne eine Massenbasis zu bekommen. Aber die Arbeiter schickten August Bebel in den ersten Reichstag. Sie wurden anderen Ländern zum Vorbild, weil sie das Wahlrecht so nutzten, daß es, wie es im französischen marxistischen Programm hieß, "aus einem Mittel der Prellerei, was es bisher war, in ein Mittel der Befreiung" verwandelt wurde — was es heute jedenfalls nicht mehr ist — und nutzten das Parlament als Tribüne für ihren außerparlamentarischen Kampf. Engels [7/540 f.]: "Für die zukünftigen Geschichtsschreiber wird in der Geschichte Deutschlands von 1869 bis 1874 der Schlachtendonner von Spichern, Mars-la-Tour und Sedan, und was dranhängt, weit weniger Bedeutung haben, als die anspruchslose, ruhig, aber stetig fortschreitende Entwicklung des deutschen Proletariats." Engels bewundert, wie kühl die Arbeiter, mitten im chauvinistischen Taumel des Krieges gegen Frankreich 70/71 "einen billigen Frieden mit der französischen Republik und keine Anexionen" fordern, und sieht sie gegenüber den sogenannten Arbeitgebern und den "Gebildeten" schon überall als intellektuell und moralisch überlegen. Der Humor ihres Kampfes demonstrierte selbstsicher, daß ihnen das auch bewußt werde. Engels: "Zum erstenmal, seit eine Arbeiterbewegung besteht, wird der Kampf nach seinen drei Seiten hin — nach der theoretischen, der politischen und der praktisch-ökonomischen (Widerstand gegen die Kapitalisten) — im Einklang und Zusammenhang und planmäßig geführt."

In der »New York Herald Tribune« berichtet Marx [11/638 f.] über die Entwicklung der kontinentalen Industrie ab der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre nicht nur von einem enormen Anwachsen, sondern davon, daß dieses hauptsächlich auf Preußen entfällt. Beinahe übertroffen würden die bürgerlichen Profite durch die Gewinne der Grundeigentümer in den Jahren der Mißernte, hohen Preise und dadurch, daß Preußen mit seinem billigen Kartoffelfusel zur Zentralschnapsfabrik der Welt geworden ist (vgl. Engels' bewunderungswürdigen Essay »Preußischer Schnaps im deutschen Reichstag« [19/37]), woraus sich die seuchenhafte Spekulation in Preußen erklärt. Die Junker hatten buchstäblich Geld wie Heu. Die zur Regulierung ungeeignete, verdorrte, bürokratische Regierungsmaschine war zwar ohnehin nicht nach dem Wunsch von Friedrich Wilhelm, der seinen Staat lieber romantisch-gotisch dekorieren wollte. Aber der Adel dachte gar nicht daran, sich zu einer mittelalterlichen Verzierung zu degradieren, um einer moderneren Verwaltung in hohenzollernscher Verkleidung zu weichen. Marx: "Die Bourgeoisie, die die Revolution von 1848 verriet, hat jetzt die Gewißheit, in derselben Stunde, da sie ihren sozialen Triumph durch eine unbegrenzte Akkumulation des Kapitals erreicht, sich politisch vernichtet zu sehen. Mehr noch, die Krautjunker ergötzen sich daran, jeden Tag neue Gelegenheiten zu finden, um sie zu demütigen, und beobachten ihr gegenüber nicht einmal die elementarsten Regeln der Etikette. Wenn die bürgerlichen Redner im Abgeordnetenhaus sich erheben, um zu sprechen, verlassen die Junker en masse ihre Bänke, und wenn man sie ersucht, die Meinungen, die nicht die ihren sind, wenigstens anzuhören, lachen sie den Herren von der Linken ins Gesicht. Wenn sich diese über die bei den Wahlen bereiteten Hindernisse beschweren, bedeutet man ihnen, daß es einfach die Pflicht der Regierung sei, die Massen vor Verführung zu bewahren. Halten sie der Zügellosigkeit der aristokratischen Presse den Zwang entgegen, der der liberalen auferlegt wird, erinnert man sie daran, daß die Freiheit in einem christlichen Staate nicht darin besteht, zu tun, was einem gefällt, sondern das, was Gott und der Obrigkeit gefällt. (...) Stolz auf seine philosophische Erleuchtung hat der preußische Bürger den Verdruß, die hervorragendsten Wissenschaftler von den Universitäten gejagt und die Erziehung einer Bande von Dunkelmännern anvertraut zu sehen; geistliche Gerichte mischen sich in seine Familienangelegenheiten und am Sonntag muß er sich von der Polizei in die Kirche führen lassen. (...) Wenn bisweilen der Zorn, der sie (die Bourgeoisie, M.B.) erstickt, über ihre Furcht obsiegt und wenn sie von Zeit zu Zeit genug Mut aufbringen, um von ihren Sitzen in der Kammer die Junker mit einer na-

henden Revolution zu schrecken, antwortet man ihnen höhnisch, daß die Revolution mit der Bourgeoisie eine ebenso große Rechnung zu begleichen habe wie mit dem Adel."

Engels [16/327]: "Das 'allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht' war ja von Lassalle als das einzige und unfehlbare Mittel zur Eroberung der politischen Macht durch die Arbeiterklasse gepredigt worden." Es "existiert seit zwei Jahren. Zwei Reichstage sind bereits durchgewählt. Die Arbeiter, statt am Staatsruder zu sitzen und 'Staatshilfe' nach Lassalles Vorschrift zu dekretieren, bringen mit Ach und Krach ein halbes Dutzend Abgeordnete in den Reichstag. Bismarck ist Bundeskanzler, und der *Allgem. Deutsche Arbeiterverein* (der lassalleanische Flügel der späteren SPD, M.B.) ist aufgelöst."

8.

Engels an Marx [31/284]: "Bismarck ist zwar kein Faust, aber er hat doch seinen *Wagner*. Die Art, wie dieser arme Schlucker seinen Herrn und Meister ins Wagnersche übersetzt, ist zum Totlachen. Neulich hatte Bism. wieder ein Pferdegleichnis gebraucht, und um ihm auch hierin nachzustreben, schreit Wagner am Schluß einer Rede: Meine Herren, hören wir auf, unsere Steckenpferde zu reiten, und besteigen wir die edle *Vollblutstute Germania!* Montez Mademoiselle, sagten die Pariser zur Schreckenszeit" — besteigt die Guillotine.

Den im Jahre 1870 beginnenden deutsch-französischen Krieg bezeichnen Marx und Engels [17/268 ff.] in seiner ersten Etappe als Verteidigungskrieg, insofern er sich gegen die Versuche Napoleons III. richtete, die Vollendung der Einigung Deutschlands zu verhindern. Der Schaden für die Arbeiterbewegung wäre bei einem Sieg Napoleons III. Engels zufolge der gewesen, daß dann von einer selbständigen Bewegung nicht mehr hätte die Rede sein können, weil der Kampf um die nationale Existenz alles absorbiert haben würde. Aber Preußen ist auf dem Höhepunkt seiner Macht. Engels [17/36+60]: "Es besteht jetzt schon kein Zweifel mehr darüber, daß es wohl kaum je einen Krieg gegeben hat, der mit einer derartigen Vernachlässigung der einfachen Regeln der Vernunft unternommen wurde wie der napoleonische 'militärische Spaziergang nach Berlin'. Ein Krieg um den Rhein war Napoleons letzte und wirkungsvollste Karte. Aber gleichzeitig bedeutete ein Fehlschlag den Sturz des Zweiten Kaiserreichs. Dies wurde in Deutschland gut verstanden. (...) Die militärische Macht Frankreichs ist allem Anschein nach gänzlich vernichtet worden, und im Augenblick scheint es für den deutschen Ehrgeiz keine Grenzen zu geben, außer der zweifelhaften Schranke deutscher Mäßigung."

Zur allgemeinen Kriegslage schreibt Marx an die Mitglieder der Internationale [17/271+283 f.], nur bis zur Ergebung Louis-Napoleons, der Kapitulation von Sedan und der Proklamation der Republik in Paris hätte man von einem Verteidigungskrieg sprechen können, wie ihn König Wilhelm vorher feierlich versprochen hatte. Marx: "Auf Bismarcks ausdrücklichen Befehl sind die Herren Bebel und Liebknecht unter dem Vorwand einer Anklage wegen Hochverrats einfach darum verhaftet worden, weil sie es gewagt hatten, (...) im Reichstag gegen die Annexion von Elsaß und Lothringen zu protestieren, gegen neue Kriegskredite zu stimmen, ihre Sympathie für die französische Republik auszudrücken und den Versuch einer Verwandlung Deutschlands in eine einzige preußische Kaserne zu verurteilen. (...) Nach der offiziellen preußischen Doktrin, wie sie in naiver Weise von General Vogel von Falckenstein dargelegt wurde, ist jeder Deutsche, 'der versucht, den voraussichtlichen Zielen der preußischen Kriegführung in Frankreich zuwiderzuhandeln', des Hochverrats schuldig."

Marx 1871 über die Pariser Kommune [17/319 f.]: "Paris aber war nicht zu verteidigen, ohne seine Arbeiterklasse zu bewaffnen, sie in eine brauchbare Kriegsmacht zu verwand-

eln und ihre Reihen durch den Krieg selbst einzuschulen. Aber Paris in Waffen, das war die Revolution in Waffen. Ein Sieg von Paris über den Preußischen Angreifer wäre ein Sieg gewesen des französischen Arbeiters über den französischen Kapitalisten und seine Staatsparasiten. In diesem Zwiespalt zwischen nationaler Pflicht und Klasseninteresse zauderte die Regierung der nationalen Verteidigung keinen Augenblick — sie verwandelte sich in eine Regierung des nationalen Verrats. (...) In einem Brief an Gambetta bekennt (...) Jules Favre (der Außenminister, M.B.), daß das, wogegen sie sich 'verteidigten', nicht die preußischen Soldaten waren, sondern die *Pariser Arbeiter*." [17/354] Bismarck war "bereit, zur Ausrottung von Paris die gefangene bonapartistische Armee loszulassen und ihnen die direkte Unterstützung der Truppen des Kaisers Wilhelm zu leihen. Er verbürgte seine Ehrlichkeit dadurch, daß er die Zahlung der ersten Entschädigungsrate von der 'Pazifikation' von Paris abhängig machte." [17/360] "Bismarck schaut mit vergnügten Sinnen auf die Trümmer von Paris, in denen er vielleicht die 'erste Rate' jener allgemeinen Zerstörung der großen Städte sah, die er bereits (... 1849 als einer der Führer der äußersten Rechten in der zweiten Kammer, M.B.) erlebte hatte. Er schaut zufrieden auf die Leichen des Pariser Proletariats. Für ihn ist dies nicht nur die Austilgung der Revolution, sondern zugleich die Austilgung Frankreichs, das jetzt in Wirklichkeit enthauptet ist, und durch die französische Regierung obendrein. Mit der allen erfolgreichen Staatsmännern eigenen Seichtigkeit sieht er nur die Oberfläche dieses ungeheuren geschichtlichen Ereignisses."

Nachdem wir nun die Ausschnitte wenigstens der wichtigsten Preußen-Schriften von Marx und Engels vorgestellt haben, zwei Sätze, die Marx zum 10. Jahrestag der Kommune 1881 schrieb [19/244] — mit Perspektive: "Als die Pariser Kommune dem furchtbaren Massaker unterlag, das die Verteidiger der 'Ordnung' organisiert hatten, vermuteten die Sieger schwerlich, daß keine zehn Jahre vergehen würden, bis sich im fernen Petersburg ein Ereignis (das erfolgreiche Attentat auf Alexander II., M.B.) abspielen würde, das, wenn auch vielleicht nach langen und heftigen Kämpfen, schließlich und mit Sicherheit zur Errichtung einer russischen Kommune führen muß. Sie vermuteten auch schwerlich, daß der König von Preußen, der die Kommune dadurch vorbereitet hatte, daß er Paris belagerte und so die herrschende Bourgeoisie zwang, das Volk zu bewaffnen, daß dieser selbe König von Preußen 10 Jahre später in seiner eigenen Hauptstadt von Sozialisten belagert, nur durch die Erklärung des Belagerungszustandes (des Sozialistenverbots, M.B.) in seiner eigenen Hauptstadt Berlin instande sein würde, seinen Thron zu behaupten." Nach 12 Jahren fiel das Sozialistenverbot 1890. Bismarck mußte heim ins Kraut und Bebels revolutionär-marxistische Sozialdemokratie war bei den ersten Wahlen die bei weitem stärkste Partei. Ihre Parole gegen das militaristisch-feudal-kapitalistische Preußen: "Diesem System keinen Mann und keinen Pfennig!"

*Zitiert nach MEW (Marx-Engels-Werke). In eckigen Klammern zuerst der Band, danach die Seite(n).

Mit Stalin verhielt es sich einfacher (als mit dem klassischen Marxismus): Seine Logik war stählern, was vollständig einleuchtete. "Genosse Iwanow irrt", pflegte Jossif Wissarionowitsch mitunter zu sagen, "folglich hat er nicht recht. Also sind seine Ansichten unrichtig. Aber wozu brauchen wir unrichtige Ansichten, wenn wir richtige haben?" — In der Tat, wozu auch?

Alexander Sinowjew

Dauerhafte Harmonie gelingt kaum

Neue Dokumentarliteratur aus der DDR

1. Wolfgang Herzberg »So war es — Lebensgeschichten zwischen 1900 und 1980 — Nach Tonbandprotokollen« Mitteldeutscher Verlag, Halle, Leipzig 1985.

Man sollte den Arbeiter- und Bauern-Staat mehr achten und schätzen. Denn es geht doch manches hintenrum, was nicht mehr Arbeiter- und Bauern-Staat ist. Wir wollen uns nichts vormachen, ich sprech jetzt so, wie ich denke, ob sie es gebrauchen oder nicht, es ist mir egal!

Frieda S., Glühlampenfertigerin

Wolfgang Herzberg — auch Texter der bekannten DDR-Rockgruppe »Pankow« — stellt sechs Protokolle vor, deren Ziel die Rekonstruktion von Arbeiterbiographien aus subjektiver Sicht war. Insofern stellen sie einen originellen Beitrag zur Geschichte deutscher Zivilisation im 20. Jahrhundert dar. Innerhalb der DDR-Literatur ist die Dokumentarliteratur ein schmales, aber höchst bedeutsames Genre. Trotz der Beschränkungen, denen auch sie unterliegt, erzeugt sie immer deutlicher ein radikales Muster von Realitätsbewältigung, das auch dazu beiträgt, das künstlerische Schreiben von den Verkrustungen jenes Kanons zu befreien, den man 'Sozialistischen Realismus' nannte. Die Darstellung realer Widersprüchlichkeit der Geschichte, aber auch der Gegenwart im Sozialismus kann kaum wirkungsvoller als mit Dokumentarliteratur eintrainiert werden.

Die äußerst behutsame Bearbeitung, die Wolfgang Herzberg seinen Texten zukommen ließ, ist ihnen wohl bekommen. Sie bestand lediglich in "Verdichtung" und den allernotwendigsten "grammatikalischen Korrekturen sowie Kürzungen und kleineren Umstellungen, die zu einem kurzweiligen und chronologischen Erzählstrom beitrugen." (Nachwort) Die "Lebendigkeit der Umgangssprache des mündlichen Erzählens" sollte ganz erhalten bleiben. Das Risiko von Brüchen und Sprüngen wurde nicht gescheut; der Autor will den größtmöglichen Eindruck von Authentizität erreichen.

Es sind bereits berentete Arbeiterveteranen aus dem Berliner Glühlampenwerk (früher OSRAM), die hier über ihr Leben berichten. Sie sind zwischen 1902 und 1915 in bescheidenen und zum Teil ärmsten Verhältnissen geboren worden. Wohl zufälligerweise stammen fünf von ihnen aus den heute polnischen ehemals deutschen Ostgebieten. Mit Ausnahme des Betriebsingenieurs Günter W. hatten sie erst in der Mitte des Lebens, nach dem zweiten Weltkrieg die Chance zu gesicherten Lebens- und Arbeitsverhältnissen. Das subjektive Gefühl großen persönlichen Fortschritts ist bei einer Generation, die in der Kaiserzeit geboren wurde, Inflation, zwei Weltkriege und Hitlerzeit mitgemacht hat, sicher stärker ausgeprägt als beispielsweise bei der heutigen Jugend, die von vornherein andere Lebensansprüche zu stellen gewohnt war. Doch gerade

in dem enormen historischen Bogen, den die Protokolle aus jeweils persönlicher Sicht nachzeichnen, liegt ihr besonderer Reiz und Wert.

Wer käme angesichts der heutzutage in alle mitteleuropäischen Arbeiterhaushalte eingezogenen Bequemlichkeiten auf die Idee, daß es vor dem 1. Weltkrieg für eine Arbeiterfamilie nicht undenkbar war, innerhalb ihrer Einraumwohnung noch ein Sofa als Schlafstelle zu vermieten (5), oder daß die fünf Mark, die ein einmonatiger Schreibmaschinenlehrgang für Johanna J. gekostet hätte, einfach nicht da waren (16), daß damals für eine Frau dreizehn Geburten, sieben überlebende Kinder, nichts ungewöhnliches waren (81). "In Waldenburg auf dem Markt, da gab es Hunde- und Katzenfleisch zu kaufen, für arme Leute" (89). Und wenn die Eltern sich nicht permanent aufopferten, die Mutter beispielsweise etwas nachlässig war, dann mußten Arbeiterkinder sich eben mit Bettlei selbst durchkämpfen. "Also, es ist traurig, daß man es sagen muß: mein Opa ist auch betteln gegangen. Da gab's nur alle Tage Heulerer und Dresche: Ihr müßt gehen, wenn ihr was essen wollt, ihr müßt euch was holen!" (137). Helmut K. hat als Kind zum Mittagessen nur "eine halbe Kohlrübe gekriegt, die haben wir geschabt, die wurde nicht mal gekocht" (251).

Für ein Pfenniggeinkommen, ein eigenes Bett und hin und wieder ein bescheidenes Tanzvergütungen mußte man in heute unvorstellbarer Weise rackern. Johanna J.: "Wenn du nicht sterbenskrank warst, dann ging es eben zur Arbeit" (22). Gustav R. mußte als Bergmann "in einer Höhe von einem Meter ... auf den Knien irgendwie sehen, wie man die Schippe da rumkriegt" (90). Frieda S. hat bei einer Bauernfamilie die Kinder großgezogen, Schweine versorgt und eben "bloß geackert". Klara S. bekam als Lehrling in einem Lebensmittelgeschäft drei bis vier Mark die Woche. Aufgrund mangelhafter Ausbildung und Information kam es zu meist nur zu Klasseninstinkt, kaum zu wirklichem Klassenbewußtsein. Die Mutter von Klara L. "konnte uns ... nicht voll-

ständig erklären, was Krieg bedeutet" (324). Helmut K. dagegen bekam von seinem Vater "beigebracht, daß der Krieg für Arbeiter sowieso nischit ist, bloß für die Leute, die Geld haben und die großen Fabriken. Die verdienen dranne" (255). Frieda S. "wußte gar nicht, was das ist, Politik" (150). Johanna J.: "Als die Nazis an die Macht kamen, hab ich da draußen in der Laubenkolonie weiter nichts mitgekriegt, wenn man keine Zeitung und nichts hat. Ich war bloß manchmal aufgestöbert, wenn man dann mal hörte, zum Beispiel Grünberg hat draußen gewohnt, er wurde hingerichtet ... Aber dadurch, daß ich selbst Kummer und Sorgen mit meinem Mann und den Kindern hatte, ist es nicht so tief gegangen" (39). Ihr Mann "war für die KPD, das war er. Aber er war auch wieder nicht so'n Mensch, der in Versammlungen ging ... Er war im Sport, Boxverein, da war er drin von der Roten Front" (28). Im Krieg sah sie ihn dann plötzlich in Naziuniform. "Ich hab bloß aufgeschrien: Du siehst aus wie ein Goldfasan!" (42).

Klara L.: "Durch die Diskussion in der Familie neigte ich mehr zur KPD als zur SPD, weil sie mir konsequenter erschien, härter im Durchsetzungsvermögen" (326). Und doch: "Als Hitler an die Macht kam, wenn ich ehrlich bin, dann muß man sagen, und ich möchte das auch sagen: wir haben aufgetatmet. Aufgetatmet, weil wir jetzt wieder Arbeit gekriegt haben ... Wir hatten wieder einen Verdienst". Aber daß die Nazis die von den SPD-Sportlern selbsterbaute Turnhalle, in der auch Klara L. Sport trieb, einfach requirierten, stimmte sie nachdenklich: "Die nehmen uns ja alles weg, was wir Arbeiter mal hatten. Jetzt verbieten sie die Parteien noch ... Sie haben die Kommunisten zerschlagen und auch den Bekannten, den ich hatte, der wurde sehr zerschlagen. Da hab ich zugucken müssen, auf dem Marktplatz ... Aber na ja, leben, das war nun mal eben die erste Stelle, leben und Geld verdienen. Der Selbsterhaltungstrieb, wollen wir mal sagen, war zu stark" (332).

Helmut K. war linker Sozialdemokrat, die KPD war ihm "zu pöbelig gewesen.

So sah das aus, wir wollten eben ein bisschen immer noch was Besseres sein"(265). Ohne Zeitung und Radio in ihrer Laubenkolonie lebend, hatte Johanna J. "erst nach 45 gehört, was wirklich los war. Auch die Kristallnacht, das ist alles erst bei mir angekommen, wie es 45 zu Ende war. Da hab ich so ein Entsetzen gekriegt ... Daß sie abgeholt wurden, haben wir mitgekriegt ... Widerstandskampf? Da wär ich wohl seelisch vollkommen kaputt gegangen"(39 f.). Helmut K.: "Von den großen Konzentrationslagern wußte keiner was, das kam allmählich. Sie haben bei uns die Juden abgeholt, auch unseren Hauswirt. Der war wirklich n'guter Arbeiter ... Na, wir nahmen an, die könnten sie höchstens vertreiben, nach Palästina zurückschicken, aber daß sie sich irgendwie abmurksen wollen, davon hat ja keiner was gewußt, oder daran gedacht, daß sie so gemein sind, daß man sowas überhaupt machen darf"(271 f.).

Klara L., für die es nicht "einfach" gewesen war, "als Arbeitslose auf der Straße rumzulungern", war froh gewesen, wieder Arbeit zu haben. "Bloß eins haben wir nicht gemerkt, welche Stoffe wir da fabrizierten ... Aber es waren eben alles graue, feldgraue Stoffe, schwarze Stoffe für die Wehrmacht ... für die SS. Das hätte uns schon auffallen müssen, aber leider ist uns das nicht aufgefallen. Keine Privatstoffe waren das. Wer trägt schon feldgrau? Heute sagt und denkt man: Man war doch manchmal ganz schön blöde. Das war für den Krieg!" (333) Günter W., der bei Siemens Betriebsingenieur war, bekam mit, daß dort auch "für den Krieg gearbeitet wurde. Es war nun mal Krieg und da mußte für den Krieg gearbeitet werden, ohne daß man darüber nachdachte"(215).

Aus dem Krieg ist keiner ungeschoren hervorgegangen. Der Verlust aller nächster Verwandter war hinzunehmen, eine neue Notzeit durchzustehen. Auf verschiedenen beruflichen Umwegen gelangten die Erzähler schließlich ins Glühlampenwerk, das ihnen zumeist bislang unverhoffte Qualifizierungsmöglichkeiten bot. Für Johanna J. "waren die 50er Jahre ... der

Aufbruch. Es fing an, das Leben, aber es war noch nicht auskristallisiert"(65). Ihr Mann hatte früher nicht erlaubt, daß sie arbeiten ging. Als sie 1951 merkte, daß er "auf Abwegen war", fing sie mit Heimarbeit und Putzen an. 1961 kam sie ins Glühlampenwerk und zwar als Hilfskraft für die Abteilung Forschung/Entwicklung. "Mit Zittern und Zagen hab ich's versucht ... Ich hab dann ein Buch studiert ... über Leuchtstoffe und alles, bis ich's auswendig konnte. Dann hatten wir eine, die acht Jahre da studiert hatte, eine Mineralogin. Da war ich ihre rechte Hand. Proben und Filme, die hab ich da mit ausgewertet ... Mir wurden Arbeiten überreicht, wo ich überhaupt noch nie 'ne Ahnung von hatte. Es war, als wenn für mich jetzt erst das Leben begann! Es war einfach herrlich, und ich hab's geschafft!" Ungelernte Kraft, wurde sie doch "in jede Arbeitsbesprechung mit hineingenommen" und bekam für ihre Neuerkervorschläge auch "mal n' Aktivistenorden ... Dann fing ich an zu reisen ... Das erste Mal hab' ich 'ne Sonnenwohnung und Bad bekommen ... Und im Laufe der Jahre bin ich ja dann aufgeklettert von 300 auf 475 Mark brutto im Monat ... Zur kommunistischen Gesellschaftsordnung geht's mir ein bißchen langsam"(66-74).

Gustav R. war eine Zeit lang Parteisekretär in einer Fleischfabrik und hat sich dann im Glühlampenwerk noch vom Schleifer zum Chemiefacharbeiter qualifiziert. Zu seiner Zeit "bis zur Rente, sagen wir mal, kann ich sagen, wurde Demokratie, die Mitbestimmung, groß geschrieben. Es hat jetzt etwas gelitten. Man zieht die Leute nicht mehr so hinzu"(118 f.). Er selbst "war ja Anhänger des Stalin. Es gab ja auch praktisch gar nichts anderes ... Heute muß man mit anderen Methoden kämpfen. Stalin wäre heute zu scharf, zu scharf um die Ecke gegangen." Die Kollektivierung der Landwirtschaft, während der das Glühlampenwerk "Patendörfer hinter Straussberg" zu betreuen hatte, hat ihm "viel Sorgen gemacht ... Das hat doch damals nicht so hingehauen, die wollten doch nicht, die Bauern ... Die

Bauern sind geflitzt, sind rübergemacht, nach Westberlin getürrt, und die haben das Vieh im Stall gelassen ... aber den Geist der Menschen, das Gehirn der Menschen umzubuddeln, ist natürlich ein schweres Problem"(121-129).

Frieda S. ist nach dem Krieg als Haushaltshilfe bei einem Professor tätig gewesen und war endlich "vom Acker erlöst ... Nicht ein Stückchen Erde möcht' ich mehr anfassen! Das ist mir bis heutzutage verkehrt. Wenn ich Sand unter die Fingernägel kriege, dann krieg ich's Schütteln"(166). 1954 kam sie nach Magdeburg und hat dort in einem Obst- und Gemüsebetrieb gearbeitet. Sie hat mehrere "Qualifizierungen durchgemacht, weil ich mich sehr interessiert hab für die Maschinen, die die Gläser und Büchsen verschlossen". Auch "Politik und viel gesellschaftliche Arbeit" haben ihr "Spaß gemacht. So wurde ich vor allen Dingen 'n bißchen freier Mensch"(171). Schließlich hatte sie es sogar zum Brigadier gebracht, mußte sich mit neidischen Kollegen herumschlagen, opferte aber ihre "ganze Freizeit" auch noch für die Arbeit (174). Als Auszeichnung bekam sie einmal eine Schiffsreise, die sie bis nach Griechenland führte: "Wir sind auch auf der Insel Rhodos gewesen. Da haben wir gesehen, wie die Kapitalisten dagesessen haben mit ihren Silberblechen und bedient wurden, einer schöner wie der andere ... Ich dachte: Jetzt kaufst du dir aber Bananen, ich hab sie kaum gekannt, und Apfelsinen. Ich leg zwölf Drachmen hin, da krieg ich zwei Bananen und 'ne Apfelsine ... Die haben uns nach Strich und Faden betrogen"(177 f.). In Magdeburg hatte sich für Frieda S. "ein Schloß auf dem Lande aufgetan"(179). Durch ihre zweite Heirat kam sie jedoch nach Berlin, wovon sie zunächst "sehr enttäuscht" war (183). Im Glühlampenwerk mußte sie "erst einmal Drähte ziehen". Obwohl sie bald zu qualifizierteren Arbeiten herangezogen wurde, hatte sie "keine Freude an der Arbeit". Sie störte sich besonders an der "Ungerechtigkeit". Und "Verbesserungsvorschläge" wollte sie auch nicht mehr machen. "Streit gab's immer wegen

der Arbeit", und Prägnien wurden ihrer Meinung nach nicht gerecht verteilt, "Cliquenwirtschaft" herrschte (191 ff.). Ihr schönster Lebensabschnitt war der in Magdeburg gewesen. Sie konnte dort ihr "Leben selbstständig machen ... da war ich'n Mensch und das bin ich bis heute noch."

Günter W. hat nach dem Krieg zuerst "in Bleichenrode bei der Raketenproduktion für die UdSSR" gearbeitet. Als die Alliierten beschlossen hatten, daß in Deutschland "keine militärischen Dinge mehr hergestellt werden", wurde die Produktion in die Sowjetunion verlegt, wo W. mit seiner Familie fünfeinhalb Jahre gelebt und gearbeitet hat. "Interessant" war für ihn der "Umgang mit den Russen, die mir teilweise sehr viel gegeben haben in ihrer einfachen und natürlichen Lebensweise ... nicht dieses Komplizierte und Überspannte, wie es doch teilweise bei uns, den Deutschen, gehandhabt wurde"(229). Heimgekehrt, hat er in Ludwigsfelde "den technischen Teil eines Werkes" aufgebaut. Im Unterschied zu Siemens hat sich der Arbeiter hier "viel mehr rausgenommen, hat ein Wörtchen riskiert. Trotzdem wir bei Siemens nicht schlecht behandelt worden sind ... Gegolten hat der Facharbeiter schon früher eine ganze Menge, aber er kann heute mehr sein und das soll er auch sein"(232). Und "was den Aufbau des Sozialismus anbetrifft, das war für mich noch ein Fragezeichen. Mir hat dieses Autoritäre nicht gefallen, daß von oben herab doktriniert wurde, wie die Werke arbeiten müssen ... Ich hatte sogar Angebote, nach drüben zu gehen, aber mich hat die Arbeit hier interessiert ... Also mit den großen Plänen war ich einverstanden, aber mit den Details ... denen fehlte die Untermauerung von der Praxisseite her. Und dann war da wieder die Frage der Werkleiter, daß die nicht genug Durchsetzungsvermögen hatten gegen die VVB oder die Hauptverwaltung"(235). Zwanzig Jahre hat Günter W. dann noch im Glühlampenwerk als Hauptmechaniker und Gewerkschaftsfunktionär gearbeitet, was er "nie bereut" hat. "Wie ich die Keller besichtigte, da fand ich noch olle Maschinen von OS-

RAM unter Wasser stehen, 1955" (238). Einem Teil seiner Kollegen hat er den sogenannten Siemensschritt austreiben müssen, "das ist ein ganz bestimmter Schritt. Man geht nicht schneller. Das ist so eine gewisse Arbeitsweise ... Der Siemensschritt wurde überwunden, indem ich die Kollegen immer darauf hinwies, daß wir ein bißchen schneller arbeiten müssten, denn wir hatten ja nun eine Menge vor" (240). Er meint, daß man sich "nicht scheuen" soll, "seinen Abteilungsleitern und Meistern eine ganz gehörige Portion Verantwortung zu übertragen, denn die Leute warten teilweise darauf ... Es ist nicht so, daß sie sich vor Verantwortung drücken. Aber sie müssen eins haben: das ganz sichere Gefühl, wenn mir etwas schiefgeht, steht der Chef hinter mir" (242).

Helmut K., der früher mit der linken SPD sympatisiert hatte, fand den Zusammenschluß mit der KPD richtig. "Das war die höchste Zeit, das hätten sie müssen schon vorher machen, dann wären die Nazis vielleicht gar nicht so hoch gekommen." Die Spaltung Deutschlands war für ihn "ne Schweinerei ... Die möchten ja bloß die Fabriken zurückhaben, da hoffen sie immer noch" (290). Von der Persönlichkeit Wilhelm Piecks, für den er im Auftrag des Werks einmal eine Schmucklampe gebastelt hatte, war er beeindruckt. "Wenn sie alle so sind, biste morgen in der Partei. Aber weil ich ja gesehen hab, was alles mitgelatscht ist, um manchmal bloß schnell 'n Posten zu kriegen, da dachte ich: Nee, so was machste nicht! Ich habe gesagt: Wenn ich eintrete, muß ich mir die Finger abhacken können für meine Partei. So machen es die Vietnamesen". Die sozialen Errungenschaften erkennt er an, und er ist stolz darauf, daß sein Staat "jetzt Solidarität üben" und "den armen Völkern, die da wirklich noch im Dreck sitzen, auch helfen" kann (296 f.).

Ob seine Frau arbeitete oder nicht, war ihm egal. "Ich bin auch nicht so ein Mensch, der alles haben muß, was andere haben ... Drüben braucht bloß einer was Neues haben, dann müssen die anderen das auch haben. Das ist mir nichts" (305).

Klara L. hat seit ihrer Jugend vielerlei Tätigkeiten ausgeübt, war nach dem Krieg Trümmerfrau, dann Putzfrau bei einer sowjetischen Offiziersfamilie, Gemüseverkäuferin und kam in den fünfziger Jahren ins Glühlampenwerk, zunächst direkt in die Produktion. Bald bekam sie jedoch Funktionen als Kultur- und Gewerkschaftsfunktionär. Und obwohl "ich noch nie in meinem Leben telefoniert hatte", arbeitete sie sich bis zum Vorsitz der Betriebsgewerkschaftsleitung heran. Später kam sie sogar in den Zentralvorstand der IG-Metall. "Das war schon eine Interessenvertretung, daß wir die staatlichen Leiter dazu gezwungen haben ... erst mal Bericht zu erstatten ... Und daß sie nicht Extremmenschen sind" (359 f.). Als Gewerkschaftsfunktionär muß man "die Gesetze kennen und sie entsprechend zugunsten der Menschen auch auslegen. Man kann sie auch falsch auslegen, die Gesetze, zum Schaden der Kollegen ... Kein Blabla erzählen, nicht über die Köpfe hinwegreden, denn die Kollegen sind nicht dümmer als du selber" (365 f.). Weil ihr die Funktion 1962 schließlich zu schwer wurde, ist sie "zur Ökonomie gegangen ... vordem noch einmal zum Direktstudium, zur Parteischule, da war ich ja schon 50 Jahre alt ... Das Wichtigste in der Ökonomie war für mich, Ordnung in der materiellen Interessiertheit zu schaffen" (367 f.).

In den Mitteilungen über ihr Intimleben sind die Befragten zurückhaltend gewesen, was für ihre Generation wohl typisch ist. Die soziale Lage ihrer Jugendzeit und wohl auch das Nichtvorhandensein von Verhütungsmitteln, oft auch der Verlust des Lebenspartners, verhinderten zumeist, daß sich experimentelle Lebenshaltungen herausbilden konnten, wie sie für die Nachkriegsjugend immer charakteristischer wurden. Johanna J. sieht freilich ihre Ehe mit einem rücksichtslosen und tyrannischen Mann heute aus ganz neuer Sicht. Nachdem sie (mit sieben Kindern), 1956 endlich den Mut zur Scheidung hatte, hat sie "nicht versucht, nochmal jemand kennenzulernen. Ich hatte Angst. Es hätte mich ja noch schlechter

treffen können" (63). Gustav R. sagt von sich, daß er "so verrückt nach Frauen" nicht gewesen sei. Seine erste Lebensgefährtin, "meine große Liebe", ist früh gestorben. Später hat er mit einer Tante eine "Vernunftehe" geführt und im Glühlampenwerk hat er seine letzte Frau kennengelernt, die zwei Kinder mit in die Ehe brachte.

Frieda S. hatte ihren ersten Mann "gar nicht genug kennengelernt". Er fiel im Krieg. Mit ihrem zweiten Mann versteht sie sich gut, mußte aber lange Zeit die unverschämten Launen der Schwiegermutter in Kauf nehmen. Klara S., die im Krieg ebenfalls einen Mann verloren hat, "hatte ein zu gutes Verhältnis" zu ihm gehabt, um an Wiederverheiratung zu denken. Später war sie dann "zuviel unterwegs und zu selbständig ... Ich hätte mich nicht mehr daran gewöhnen können, auch noch Rücksicht auf den Mann zu nehmen" (358).

Die von allen Befragten persönlich stark empfundene Erfolgsbilanz ihres Lebens trägt dazu bei, daß sie sich auch als Rentner zufrieden fühlen. Sie haben Kontakt zu ihrem Werk, der »Glühlampe«, behalten und genießen die freie Zeit mit Enkeln, mit Gartenarbeit, mit handwerklichen Hilfeleistungen für die Nachbarn. Vor allem Frieden wünschen sie sich für sich und die folgende Generation. Günter W.: "Friedliche Koexistenz ist das einzige, wodurch wir existieren können" (245). Und der Tod? Das wäre, meint Helmut K., wohl weiter nichts als wunderbares Schlafen. "Und es ist noch keiner wiedergekommen, das kann also nicht schlecht sein."

2.

Christine Müller »Männerprotokolle« Buchverlag Der Morgen, Berlin 1985, Luchterhand 1986.

Habe ich mir mit meinem goldenen Käfig selbst eine Falle gestellt?

Diplomingenieur, 50 Jahre

Ihrer Anlage und Zielsetzung nach sind Christine Müllers sechzehn Männerprotokolle das Gegenstück zu Maxie Wanders Frauenprotokollen (Der Morgen 1977/ Luchterhand 1977). Sie sind etwa sieben Jahre später entstanden, während denen sich das auf ökonomischer Unabhängigkeit beruhende weibliche Selbstbewußtsein in der DDR noch gefestigt hat. Obwohl Tendenzen einer Rückkehr zur Häuslichkeit der Frauen festzustellen sind — zuweilen bis zur Bereitschaft, halbtags zu arbeiten oder den Beruf ganz aufzugeben. Andererseits wird jedoch die Diskussion um das Verhältnis der Geschlechter mit immer größerer Bestimmtheit, zuweilen auch mit Schärfe geführt und zwar nicht allein im privaten Bereich, sondern auch in den Medien. Maxie Wanders Buch war ein Ereignis, das über die Literaturlandschaft hinaus ins allgemeine Bewußtsein gestrahlt hat. Und deshalb konnten die Reaktionen der von Christine Müller befragten Männer nicht mehr ganz spontan sein. Sie antworteten und verschwiegen wohl auch zuweilen etwas im Hinblick auf die bereits vorliegenden Frauenprotokolle. Zweifellos nehmen sie auch indirekt Bezug auf die allgemeine Emanzipationsdiskussion.

Ein erster wichtiger Unterschied zu den Frauenprotokollen besteht in dem so viel deutlicheren Hervortreten der Berufsbilder der interviewten Männer, u.a. ein Ingenieur, zwei Ärzte, ein Genossenschaftsbauer, ein Maschinenschlosser, ein Schüler, ein selbständiger Handwerker, ein Bühnenbildner. Arbeiter sind leider unterrepräsentiert. Durch die ausführliche subjektive Schilderung der jeweiligen Arbeitsbiographien wird in das Buch auch ein Stück Zeitgeschichte der DDR aus verschiedenen persönlichen Optiken eingebracht, was das Buch an sich schon lesenswert macht.

Die Arbeit ist — auch da, wo sie als unbefriedigend oder sogar verschleißend empfunden wird — viel mehr als bei Maxie Wanders Frauen die eigentliche Basis der persönlichen Identität. Und zwar bis hin zum Aussteiger, einem Lehrer, der mit den traditionell-autoritären Unter-

richtsmethoden nicht einverstanden war und sich lieber mit den 280 Mark im Monat begnügt, die er durch Putzen verdienen kann ("Damit komme ich gerade zu recht"). Selbst im Negativen identifiziert er sich an der Norm dessen, was in der DDR als normales Arbeitsleben gilt. Noch immer realisieren Männer ihre Selbstverwirklichung offensichtlich erheblich mehr als Frauen über ihre Arbeit. Das Private erscheint oft nur als Annex der Arbeit. Hier freilich besteht ein akutes Krisenbewußtsein.

Zeitliche und nervliche Überbelastung durch die Arbeit werden wiederum als häufige Ursache von Konflikten mit dem Lebenspartner angegeben, worunter die Frauen allerdings noch mehr als die Männer zu leiden haben: immer wieder wird bedauert, daß sie schnellere das Interesse am Sex verlieren, einfach, weil sie zu müde sind. Nur einer der Befragten, ein Kinderarzt, meint, daß es Frauen bereits besser gelinge als Männern, "Beruf und Familie unter einen Hut zu bringen" (211). Mancher Streß ist durch übertriebenes Streben nach kleinbürgerlichen Statussymbolen allerdings auch selbstverschuldet. Ein Diplomökonom gesteht: "Manchmal kann ich nicht einschlafen, weil ich mich nicht entscheiden kann, ob ich die Wand lieber einfarbig streiche oder durch gemusterte Tapete hervorhebe" (182).

Auf den ersten Blick könnte man meinen, daß die Frauen das Zepter bereits fest in der Hand halten. Wenn ihnen der Mann nicht mehr paßt, knallen sie nicht selten mit der Tür, treffen sich mit alten Freunden, gehen aus Protest alleine tanzen und bleiben gar die ganze Nacht weg. "Das hat uns die Gleichberechtigung nun eingebracht, man hat Angst vor der eigenen Frau" (185). Ist es erst einmal so weit gekommen, ist meist auch die Scheidung nicht weit. Und diese wird mittlerweile in 83% der Fälle von den Frauen eingereicht. Und wenn es als Fortschritt gelten kann, daß die Frauen der DDR nun die Mittel in der Hand haben, sich durch Abkoppelung vom häuslichen Herd aus einer steril gewordenen Beziehung zu lösen, indem sie sich mit dergleichen Selbstverständ-

lichkeit zerstören, die früher das Vorrecht der Männer war, dann ist bereits einiges erreicht. Es handelt sich jedoch erst um eine defensive Position, nicht um den eigentlichen Zauberstab zu besseren Partnerbeziehungen.

Dauerhafte Harmonie gelingt kaum. Mit der Scheidung zu drohen, ist ein offensichtlich effizientes Druckmittel der Frauen geworden, denn die Männer scheiden heutzutage seltsamerweise nur ungern. Obwohl die meisten zugeben, daß sie die lebenslange monogame Zweierbeziehung als zu eng empfinden und gern ab und zu ausbrechen oder ausbrechen möchten, wollen sie doch ein warmes, von einer Frau gemütlich ausgestaltetes Heim nicht missen. "Seitensprünge" begeht fast jeder mal, aber kaum einem gelingt bislang das Kunststück, zwei Frauen gleichzeitig zu lieben. Die Geschichte läuft noch oft nach dem Muster des alten Spießerdramas ab, in dem irgendwann die "Vernunft" einsetzt und man das "Strohfeuer" verglühen läßt, zugunsten der "im Grunde immer noch geliebten Frau und Familie" (170). Der Widerspruch zwischen der polygamen Veranlagung des Menschen und der monogamen Lebensnorm wird noch nicht positiv gelöst. Eine mehr oder weniger rasche Abfolge monogam konzipierter, aber selten ganz monogam gelebter Partnerschaften ist in einer Biographie noch immer häufiger als der Versuch, die Dauerhaftigkeit einer Beziehung durch ihre Öffnung nach außen zu erreichen.

Daß eine selbst stark mit ihrer Karriere beschäftigte Frau den Haushalt nicht so perfekt wie gewünscht meistert, wird noch immer als Problem empfunden. Nicht jeder zeigt seinen Kollegen die kalte Schulter, wie jener Produktionsleiter, von dem gesagt wird: "Sein Eigenheim hat er nicht zuwege gebracht, weil er seiner Frau beim Windelwaschen und Breichnicken helfen mußte" (164). Der Mann, der das gemütliche Heim nicht hat, ist zu meist unglücklich und der, der es hat, möchte es auch dann noch bewahren, wenn ihm die Frau eigentlich nicht mehr gefällt: "Man muß bei einer Frau Kompro-

misse machen" (124). Zuweilen schiebt er den Gedanken an Scheidung einfach deshalb zurück, weil er "das gemeinsame Haus und Auto nicht teilen will. In keinem Punkt existiert so deutlich Komplementäres zu Maxie Wanders Protokollen: Viele, wenn auch nicht alle Frauen können relativ problemlos alleine leben, genießen mitunter die Unabhängigkeit sogar. Der Mann als Liebhaber, Partner, Freund für die Freizeit wird ersehnt. Als zusätzliches Kind, das man bekochen, bewaschen, bestopfen muß, sieht er sich mehr und mehr ausgebootet. Und aus diesem offensichtlichen Widerspruch der Geschlechterbeziehungen glaubt der Diplomökonom bereits den Alptraum von "Männerbordellen" heraufziehen zu sehen ("Vielleicht ist das zeitgemäß, und es ist bloß noch keiner darauf gekommen"). Wie nicht wenige andere Männer ist auch er der Meinung, daß die Gesellschaft der Frau das Leben bereits zu leicht macht: "Sie bekommt in der Regel das Kind, also auch die Wohnung, Alimente, ist wirtschaftlich selbständig und wird durch die Gesellschaft unterstützt. Selbst bei Auszeichnungen im Betrieb wird hervorgehoben, sie ist alleinstehend — eigentlich ein trauriges Ergebnis, aber es wird ihr als Verdienst angerechnet, sie ist Mutter und Hausfrau und hat sich qualifiziert. Welcher Frau schwillt da nicht die Brust? Und dann ist sie geschieden und glaubt, alle Wünsche gingen nun in Erfüllung" (186).

Trotz des vielen Konfliktpotentials im privaten Leben ist auch das Anwachsen von Toleranz und neuen Haltungen zu verzeichnen, und zwar nicht nur gegenüber dem anderen Geschlecht. Dazu gehört auch, daß das Zusammenleben zweier Männer gesellschaftlich möglich geworden ist. Der Bericht des Bühnenbildners über seine bereits zehn Jahre währende Liebesbeziehung zu einem Kaufmann strahlt eine größere Harmonie als alle anderen in dem Band beschriebenen Partnerbeziehungen aus. Männer bemühen sich heutzutage auch deutlich, bessere Väter zu sein und — wie die Protokolle zeigen — mehr und mehr unabhängig da-

von, ob es sich um leibliche- oder um Kinder handelt, die die Frau mitgebracht hat. Man bemüht sich um "mehr Familienleben und weniger Schläge" (149), und ein Mann will sogar, daß seine Kinder auch wissen, daß er selbst "ein Mensch mit Zweifeln, Problemen, Ängsten" ist (39). Überhaupt ist öfter der Wunsch zu spüren, aus der Rolle des traditionellen "starken" Mannes herauszukommen, wenn auch der Kinderarzt, der sich bereits nicht mehr spielen kann, sich deshalb jedoch noch nicht (oder nicht mehr) als *normalen* und erst recht nicht als erfolgreichen Mann empfindet. Der Raumpfleger meint jedoch: "Mit dem Vorwurf einer ehemaligen Freundin von mir, ich sei ein 'Softi', der sich an ihrem 'Mutterbusen' ausweinen will, kann ich leben" (47). Der Kinderarzt ist der Meinung, daß eine Zeit kommen wird, in der auch die "sogenannten normalen Männer mit Neid oder besser mit Neugier auf weibliche Fähigkeiten reagieren werden ... eine stärkere innere Welt zu entfalten oder auf einer tieferen Kontaktebene kommunizieren zu können." Notwendig scheint ihm, daß jeder lernt, "ein Stück mehr Bisexualität in sich zu akzeptieren", das heißt für ihn, "weibliche und männliche Gefühlsanteile gleichzeitig zu entwickeln" (204).

Als hundertprozentig dokumentarisch können weder Christine Müllers noch Maxie Wanders Protokolle gelten. Maxie Wander hatte die einzelnen Frauenbilder zum Teil aus mehreren zusammengesetzt. Um ihre Persönlichkeiten abzurunden, fügt Christine Müller gelegentlich Ergänzungen und Episoden hinzu. Mit solchen Techniken wurde — offensichtlich dem breiten Publikum zuliebe — eine Brücke zu dem geschlagen, was man traditionell unter Literatur verstand. Aber haben diese Art Protokolle eine solche Bearbeitung nötig? Wäre nicht auch der unvollendete Gedanke, das sichtbar Verschwiegene möglicherweise bedeutsam? Oder auch der Wiederholungszwang, dem mancher Diskurs unterliegt und der vermutlich der Eleganz zuliebe herausoperiert wurde?

Zweifelloso hat es für die Gesprächspartner von Christine Müller eine Rolle ge-

spielt, daß sie von einer Frau befragt wurden. Wenn sie sich einmal zu solidarisch mit der Partnerin des Interviewten zeigte, brach — wie im Vorwort zu lesen ist — leicht die Vertrauensbasis zusammen. Zum anderen fühlten sich fast alle Herren verpflichtet, mehr oder weniger gestelzte Hochachtung für ihre Frauen zum Ausdruck zu bringen — in Formulierungen,

die fatal an die althergebrachte männliche Tradition der *Achtung und Liebe* gegenüber dem weiblichen Geschlecht crümmern — auch, wenn die Liebe etwas abgeflaut war ("Mich beeindruckt, mit welcher Souveränität..."). Wichtig sind auch diese mehr oder weniger unfreiwilligen Resultate des Protokollunternehmens.

In welchen Fällen muß man die Menschheit als Gesamtheit betrachten? In welchen Fällen muß man die einzelnen Länder oder Ländergruppen separat untersuchen? Handelt es sich um die Bevölkerung, so ist die Antwort eindeutig; denn wer unter dem Vorwand, den Hungernden Nahrung verschaffen zu wollen, für die Bevölkerungen, die zuviel (und ungesund) essen, einen Geburtenrückgang fordert, der bezeugt damit eine totale und auch mit dem besten Willen nicht zu entschuldigende Ignoranz. Gilt das gleiche auch für die Erforschung der Unterentwicklung oder der Dritten Welt generell? Kann man vernünftigerweise von der Dritten Welt sprechen, wenn man dazu auf der einen Seite die älteste Zivilisation der Geschichte, das Chinesische Reich, und gleichzeitig auf der anderen die afrikanischen Stammesbevölkerungen rechnet? Kann man sich eine Entwicklungstheorie vorstellen, die für solche verschiedenartigen Länder gleichermaßen gelten soll? Welche Effektivität ist der von außen kommenden Entwicklungshilfe zuzuschreiben? Wird die übliche Vorstellung, daß die ersten Entwicklungsphasen eine Planwirtschaft notwendig machen, auch durch die Erfahrung bestätigt? Wie weit können die industrialisierten Länder überhaupt zur Entwicklung der Dritten Welt beitragen?

Diese Darlegungen und Fragen führten zu einer historischen Weltsicht. Da man dem soziologischen Denken entsprechend verschiedene Grade der Entwicklung und verschiedene Typen von Gesellschaften unterscheidet, muß man die gegenwärtige Situation, wenn man sie verstehen will, in den Zeithorizont einbeziehen und das vorläufige Ende jener doppelten europäischen Bewegung von Expansion und Rückzug in den Blick fassen. Auch China stützt sich, zumindest in seiner Ideologie, auf die europäische Zivilisation. Deshalb dreht sich die gegenwärtige historische Auseinandersetzung um die Alternative zwischen liberalen Industriegesellschaften einerseits und despotischen Industriegesellschaften andererseits. Es ist nicht so, daß jetzt der Nord-Süd-Konflikt an die Stelle des Ost-West-Konflikts träte. Denn was den Kern unserer Zivilisation betrifft, so spielt sich die entscheidende Auseinandersetzung in Europa selbst ab. Sie geht um die Frage, welcher der beiden Teile Europas schließlich den jeweils anderen Teil bekehren oder beherrschen wird.

Raymond Aron

Es gibt wieder eine Faschismusdiskussion. Seit den Auseinandersetzungen um den 40. Jahrestag des Kriegsendes nimmt die öffentliche Diskussion über Geschichte, Struktur und Funktion des deutschen Faschismus an Umfang und Intensität zu. Merkwürdig genug: die NS-Vergangenheit rückt näher, je weiter wir uns von ihr entfernen. Daß in diesem Empfinden ein Generationenwechsel sich äußert, hat Bundespräsident von Weizsäcker in seiner Rede zum 8. Mai 1985 ausgesprochen: "40 Jahre waren notwendig für einen vollständigen Wechsel der damals verantwortlichen Vätergeneration." Die Chance einer gleichzeitig damit einhergehenden Ausweitung und Neuabsteckung unseres Blickfelds auf das NS-Regime samt seiner Verbrechen scheint indessen erheblichen Gefährdungen ausgesetzt zu sein; die Stimmen unter den Historikern etwa mehren sich, die das Thema in der Art einer "Schadensabwicklung" (Jürgen Habermas) abzuhandeln und im Wortsinn abzulegen suchen. Anknüpfend an den dabei verwendeten Begriff des Wahns — z.B. des Hitlerschen Rassenwahns —, versteht sich das Folgende als ein antipodischer Versuch.

Peter Brokmeier-Lohfing

Geschichte vernichten

Reflexionen über den organisierten Massenmord
im deutschen Faschismus

Verblendung und Vernichtung; Verantwortung

Die von den Nazis begangenen Massenverbrechen als Verwirklichung *wahnhafter* Ideen zu bezeichnen, ist gewiß nicht falsch. Was, wenn nicht ein Übermaß an Selbsttäuschung und Verblendung, konnte denn die Untaten der NS-Schreibtischtäter, ihrer Tötungsgehilfen und Vollstrecker überhaupt ermöglichen? War es nicht nackter Wahn? War es nicht blinder Rassen-, Macht- und Vernichtungswahn, der mitten im 20. Jahrhundert eine Welt des Grauens errichtet hat? Ein schrecklicher Wahn, der, um nur wenige Stichproben zu nennen, zu Auschwitz geführt hat ebenso wie zum Anstaltsmassenmord an den Geisteskranken, zur organisierten Abschachtung von genau umrissenen Bevölkerungsgruppen in den besetzten Ostgebieten ebenso wie zum Programm der "Vernichtung durch Arbeit" in den Konzentrationslagern des SS-Staats?

Nun hat die Fixierung des Betrachters auf das Wahnhafte verbrecherischer Handlungen auch ihre problematischen Seiten. Sie kann nur allzu leicht dazu führen, daß die Täter — die Organisatoren des Massenmords ebenso wie seine Vollstrecker — von ihrer Verantwortung, die sich subjektiv in der Mehrzahl der Fälle recht genau umreißen läßt, freigesprochen werden; ein vom Wahn Be-

sessener ist ja per definitionem nicht zurechnungsfähig. Und nicht nur das — eine isolierte Untersuchung der einzelnen Wahnfiguren würde das strukturelle Problem verdecken, welche Eigenschaften des NS-Gesellschaftssystems es denn gewesen sind, die die Verbrechen objektiv ermöglicht und ideologisch abgesichert haben. Beides aber, sowohl die Frage nach der subjektiven Verantwortung als auch das Problem der Einordnung der organisierten Massenvernichtung in die objektive Struktur der NS-Gesellschaft wären zentrale Themen faschismustheoretisch ertragreicher Arbeiten.

Sollte die Untersuchung also nicht besser von vornherein auf die Dimension des subjektiven Wahns verzichten? Dann allerdings würde à la longue nichts anderes übrig bleiben, als die NS-Untaten unter dem Titel des rational nicht mehr weiter Erklärbaren, des vollendeten Irrationalismus also, des absoluten Rätsels etc. zu rubrizieren — und abzuheften. Daß auf diese Weise die notwendige Erinnerungsarbeit der Nachgeborenen erschwert wird, liegt auf der Hand und ist ein Stück erfahrener Geschichte der Bundesrepublik und ihres "hilflosen Antifaschismus" (W.F.Haug). Unsere Erinnerung braucht aber, um wirklich lebendige Erinnerung zu bleiben, auch eine Orientierung in dem schwierigen Terrain, das sich uns bei der Frage eröffnet: welche *subjektiven* Antriebskräfte waren es, die dem System der Massenverbrechen, einmal in Gang gebracht, jene unerhörte Dynamik verliehen haben, die die Grenzen unseres Vorstellungsvermögens so oft übersteigt? Denn daß die NS-Gewaltverbrechen — an den rassistisch, politisch und religiös Verfolgten ebenso wie an den gesundheitlich oder sozialpolitisch "Minderwertigen" — im Verlauf ihrer Verwirklichung eine Eigendynamik entfalteten, zeigt ja die Chronik der Ereignisse: vom Erlaß des Erbgesundheitsgesetzes oder der Nürnberger Rassengesetze über gezielte Tötungsaktionen (z.B. der sogenannten Kindereuthanasie) bis zum technisch perfekten Genozid. Was aber, so fragen wir, zeichnet das Motiv der Mörder aus, wodurch läßt es sich charakterisieren — um die Kräfte zu verstehen, die jene Dynamik der Vernichtung erzeugt haben? Angesichts der Maßlosigkeit des Geschehens drängt sich die Figur des subjektiven Wahns ganz von selbst auf, und der Untersuchende kommt gar nicht darum herum, die These von der Wahnbesessenheit der NS-Täter ernstzunehmen und nachdenkend bei ihr zu verweilen. Entscheidend für eine faschismustheoretische und nicht bloß moralische Fragestellung bleibt lediglich, ob und inwiefern es möglich ist, die Wahnfiguren nicht als isolierte Erscheinungen wahrzunehmen, sondern als Formen einer gesellschaftlich vermittelten und historisch bedingten Tötungsbereitschaft.

Der soziale Kern des Vernichtungswahns

Wahnhaftes speisen sich nicht aus sich selbst. Sie beziehen sich auf etwas zurück, dessen Wirkungsbereich außerhalb von ihnen liegt. Das können subjektive Wünsche und Vorstellungen sein, aber ebenso kommen gesellschaftlich vermittelte Problemlagen dafür in Betracht. In beiden Fällen bleibt der Zugang zur Praxis blockiert, weshalb notwendig eine Umwandlung des jeweiligen Bedürfnisses (nach Wunscherfüllung, nach Problemlösung) stattfindet. Das Bedürfnis bleibt, es wechselt nur seine Gestalt: Es nimmt die deformierte Gestalt wahnhaft-

ter Konzeptionen an. Dies vorausgeschickt, sei in Bezug auf die NS-Vernichtungsprogramme folgende These formuliert.

Am Ende des 1. Weltkrieges war der gesellschaftliche Grundkonflikt des Industriezeitalters, der Konflikt zwischen Lohnarbeit und Kapital, nicht mehr mit den gewohnten politischen Mitteln beherrschbar. Aus der Sicht der herrschenden Klasse Europas gab es gegen die allseits drohende Revolutionsgefahr keinen Ausweg mehr. Was fällig war, erschien wie die Quadratur des Kreises: eine Stilllegung des sozialen Grundkonflikts (und mit ihm aller anderen das kapitalistische Verwertungsinteresse störenden Widersprüche) unter Beibehaltung der gegebenen ökonomischen Strukturen.

Die faschistische Diktatur — vorläufig zunächst in Italien, in voller Entfaltung sodann in Deutschland nach 1933 — machte sich jedoch anheischig, diese fällige Problemlösung nicht nur theoretisch zu besitzen, sondern auch praktisch realisieren zu können. An die Stelle der herkömmlichen *politischen* Mittel (der parlamentarischen Demokratie, der Tarifaueinwanderung usw.) setzte sie das Mittel der *physischen* Gewalt und versprach, so der *sozialen* Unruhe Herr zu werden und im vorgeblichen Interesse der "Gemeinschaft" die ökonomische und gesellschaftliche Krise zu meistern.

Damit tritt eine vollständig wahnhaftes Konzeption ins politische Leben der Gesellschaft. Die Widersprüche bleiben an ihrer Quelle unangetastet — gleichzeitig soll ihre Kraft ein für allemal gebrochen werden. Es handelt sich also um eine Sanierung des sozialen Körpers, nicht etwa um seine Reform; indem der Gesellschaftskörper diejenigen Teile von sich abstößt, die sich ihm nicht anpassen können oder wollen, kommt er endlich zur Ruhe. Da aber der Sozialkörper selber als etwas historisch Unveränderliches, als ein Quasi-Naturgebilde hypostasiiert und angesehen wird, läuft der Abstoßungsvorgang auf Verstümmelung hinaus. Die Anwendung der physischen Verstümmelung als politischer Kategorie: darin besteht der wahnhaftes Kern des faschistischen Sanierungskonzepts. In der Tat war damit eine "Endlösung" angestrebt — die der sozialen Frage. Aber der Sozialkörper ist kein Naturgebilde. Auf jeder Stufe seiner Entwicklung ist er geschichtlich geprägt. In jeder Epoche sind es die politischen Kämpfe und Strebungen der Individuen und der Klassen, die die jeweilige Prägung zuwege bringen — teils bewußt und organisiert, teils durch unbewußt vagabundierendes Verhalten. Diese Interessenartikulationen, diese gesellschaftlichen Bildungsprozesse insgesamt unterbrechen zu wollen, heißt *Geschichte vernichten*. Die Menschen machen keine Geschichte mehr, wenn sie die Bedingungen negieren, unter denen Politik produziert wird, und wenn sie anstelle jener Bedingungen die *Naturalisierung des Politischen* setzen. Alles im Faschismus tendiert dahin, diese Naturalisierung zu vollbringen. Da aber darin der Zwang zu einer hochgradigen Abstraktion von allen Gegebenheiten der Geschichte beschlossen liegt, treibt sich der Faschismus damit selbst in einen wahrhaft umfassenden Wahn.

Nicht mehr die politische Verfassung und der politische Staat, sondern das pseudopolitische "Leben" der "*Volksgemeinschaft*" konvergierte mit der Figur

des "Führers" zum einheitlichen ideologischen Bezugspunkt der neuen faschistischen und der alten verstummenden bürgerlichen Eliten. Anwendung physischer Gewalt, das hieß nun nicht mehr rechtlich überprüfbar und jederzeit reversible Strafandrohung, wie man sie vom bürgerlichen Staat mit seinen Repressionsmitteln her kannte, sondern jetzt stand der unmittelbare und irreversible Eingriff in den als "krank" begriffenen Körper der Gesellschaft auf der Tagesordnung. Der verfassungsmäßig garantierten Rechte auf persönliche Freiheit und der Mechanismen politischer Demokratie entledigt, stellte sich das soziale System in der Perspektive faschistischer Lebens- und Blutmystik als ein Gebilde dar, das beliebig modellierbar erschien.

Das Ziel der Modellierung war klar: Sanierung der Gesellschaft durch Stilllegung demokratischer Entscheidungsstrukturen, durch Einschüchterung und geistige Entwaffnung großer Menschengruppen, durch "Gleichschaltung" aller gesellschaftlichen und politischen Teilbereiche; als Gradmesser der Modellierung fungierte die Fähigkeit der ihr unterworfenen Bürger, sich in die abstrakt vorausgesetzte "Volksgemeinschaft", in den hypostasierten Sozialkörper, einzugliedern. Das heißt, wer sich "gemeinschaftsfremd" verhielt, fiel der Verfolgung anheim. Da war es dann nur folgerichtig, dort das Instrument des Aussonderns, des Ausmerzens anzusetzen, wo vordem entweder die staatliche bzw. private Fürsorge ihren Platz hatte oder aber wo bis dahin der politische Konfliktaustrag gegeneinander gestellter sozialer Klassen oder Gruppen stattfand (ganz abgesehen von den "rassisch minderwertigen" Gruppen, die ja bereits als solche zu Gemeinschaftsfremden gebrandmarkt waren). Das Grundkonzept der faschistischen Diktatur mündet dementsprechend in die Konstruktion eines terroristischen Modellierungswillens, dem die Tötungsabsicht auf der Stirn geschrieben steht. Diesem System der Diktatur ist vom ersten Tage seiner Existenz an der Wille zur physischen Vernichtung inhärent, d.h. zur gewaltsamen Aussonderung von Menschen und Menschengruppen. Davon, wie gründlich und umfassend man dabei vorzugehen mußte, hing das Gelingen der wahnhaften Sanierung der Gesellschaft ab. Es ist daher unrichtig, von Aussonderung und Vernichtung im Singular zu sprechen. Vielmehr haben die Nazis sich mit einem ganzen Bündel verschiedener Aussonderungspraktiken und Vernichtungsprogramme ausgestattet, miteinerentsprechenden Vielfalt von Methoden der Diskriminierung, Disziplinierung und Liquidierung. So ist daran zu erinnern, daß die KZs anfänglich als "Umerziehungs"-Lager dienten. Daß bei alledem die organisierte Arbeiterbewegung zunächst das bevorzugte Objekt war, ergab sich aus der allgemeinen politischen Lage; denn unbeschadet der in rascher Folge eingetretenen Niederlagen der sozialistischen Bewegungen in Deutschland und weiten Teilen Europas in den 20er und 30er Jahren war die Unruhe der Massen ja geblieben. Für den Gegner gab es keine Garantie auf ein gänzliches Erlöschen des revolutionären Geistes. Aber der faschistische Terror blieb nicht bei dieser primär politisch motivierten Verfolgung stehen. Ihr schlossen sich bald die Erfassung, Mißhandlung und Verstümmelung (durch Zwangssterilisation), schließlich — seit dem Kriegsbeginn — die gezielte Tötung von vielen hunderttausend Menschen an, die, den sozialen Unterschichten und Randgruppen entstammend, zu den sozial Verfolgten gehörten: psychisch oder körperlich Kranke, Kriminelle, Homosexuelle, Alkoholranke, Ostarbeiter, Zigeuner. Zu-

sammen mit der religiös motivierten Verfolgung und, vor allem, mit der Judenverfolgung ergibt sich somit ein wahrhaft monströses Programm der Aussonderung sozial Abweichender und Gemeinschaftsfremder. Wie ein Netz überzogen in den Anfangsjahren die vielfältigen Verfolgungsmaßnahmen den faschistischen Gesellschaftskörper, um dann, zeitgleich mit der Kriegsentfesselung, im praktizierten Massenvernichtungswahn zu explodieren.

Sanierung der Gesellschaft durch 'Verbesserung der Volksgesundheit'; zwei Vernichtungskriege

Es liegt in der Logik faschistischer Verstümmelung der Gesellschaft, daß sie vorrangig mit Hilfe einer Gesundheits- und Medizinmetaphorik die ihr adäquaten Ausdrucksformen sich zu verschaffen sucht. Da das Ganze der Gesellschaft — scheinbar — zur Disposition steht, nimmt es nicht Wunder, daß die Medizin- und Gesundheitsmetapher außerordentlich exzessiv verwendet wird, und zwar buchstäblich überall im Leben der NS-Gesellschaft. Als oberste Leitlinie fungiert dabei Hitlers Programm der "nationalen Gesundung", aus ihm leiten sich alle Normen und Fakten der Faschisierung der Individuen ebenso wie der Gesellschaft ab. Selbst dort, wo man zunächst annehmen würde, daß die Gesundheitsmetapher keine Rolle spielt, etwa im Bereich der Außenpolitik und der diplomatischen Tätigkeit, wird sie als zentrales Theorem verwendet. So heißt es in einem Rundschreiben des Auswärtigen Amtes vom 25. Januar 1939 im Zusammenhang mit der Annexion Österreichs und der Tschechoslowakei:

"Es ist wohl kein Zufall, daß das Schicksalsjahr 1938 zugleich mit der Verwirklichung des großdeutschen Gedankens die Judenfrage ihrer Lösung nähergebracht hat. Denn die Judenpolitik war sowohl Voraussetzung wie Konsequenz der Ereignisse des Jahres 1938. Mehr vielleicht als die machtpolitische Gegnerschaft der ehemaligen Feindbundmächte des Weltkrieges hat das Vordringen jüdischen Einflusses in der zersetzenden jüdischen Geisteshaltung in Politik, Wirtschaft und Kultur die Kraft und den Willen des deutschen Volkes zum Wiederaufstieg gelähmt. Die Heilung dieser Krankheit des Volkskörpers war daher wohl eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Kraftanstrengung, die im Jahre 1938 gegen den Willen einer Welt den Zusammenschluß des Großdeutschen Reiches erzwang."²

Das Beispiel zeigt, mit welcher Selbstverständlichkeit auch solche Institutionen, die relativ weit entfernt von den im Inneren der Gesellschaft tobenden "Gesundungs-", sprich Verfolgungs- und Unterdrückungsmaßnahmen waren, die Gesundheitsmetaphorik handhabten (auch wenn die hier avisierte "Judenpolitik" einstweilen nur die Außerrechtstellung der Juden im "Großdeutschen Reich" bedeutete). Aber nicht nur die breite Streuung der Gesundheitsmetapher ist auffällig, sondern fast mehr noch die Tiefe ihrer ideologischen Verankerung im Bewußtsein der Täter.³ Symptomatisch dafür ist die Äußerung eines Tötungsbürokraten aus den höheren Rängen, der rund drei Jahrzehnte danach — und notabene nach Verbüßung seiner ohnehin absurd milden Haftstrafe, also ohne dem Zwang zur Exkulpation ausgesetzt zu sein — die Massenvernich-

tungspraxis des 3. Reiches mit folgenden Worten charakterisierte: "Was unternommen wurde, war ja schließlich nur der Anfang eines sehr umfangreichen und langfristigen Forschungsprogramms, welches der Verbesserung der Volksgesundheit dienen sollte."⁴

Das zitierte Rundschreiben aus dem Auswärtigen Amt trägt die Überschrift: »Die Judenfrage als ein Faktor in der deutschen Außenpolitik im Jahre 1938«. Dies beleuchtet einen weiteren Sachverhalt, der hier nur gestreift werden kann. Es besteht eine strukturelle Einheit zwischen der Verfolgung der jeweils als schädliche Minderheit deklarierten Gruppen einerseits und der vollständig imperialistisch determinierten Außenpolitik ("Lebensraum" im Osten; Weltmachtziele) andererseits. Die intendierte Endlösung der sozialen Frage besaß sozusagen eine nach außen gekehrte Seite: die als ebenso endgültig erwünschte Lösung des Imperialismusproblems im 20. Jahrhundert, nämlich die Klärung der internationalen Machtverteilung im Weltkapitalismus zugunsten deutscher Kapitalgruppen. Beide "Endlösungen" waren letztlich Kriegszüge von gleicher Qualität, weil in den barbarischen Formen einer wahnhaften Vernichtungspolitik sich vollziehend. In unüberholbarer Präzision hat die »Deutsche Gesellschaft für Soziale Psychiatrie« dies umrissen, als sie in ihrer im September 1979 erschienenen Denkschrift zum 40. Jahrestag des Kriegsbeginns erklärte: "Am 1.9.1939 begann nicht nur der Vernichtungskrieg nach außen, sondern auch der Vernichtungskrieg nach innen."

Kriterien der Massenvernichtung

Aber nach welchen Kriterien soll die »Heilung des Volkskörpers« erfolgen? Wenn sie primär durch Aussonderung und gegebenenfalls "Ausmerzungen" derjenigen Bestandteile praktiziert wird, die diesen Körper "krank" machen, muß es Kriterien dafür geben, an denen sich die Aussonderungspraktiken zu orientieren haben. Da das NS-Regime angetreten war, um das in eine Existenzkrise geratene System des Kapitalismus und mit ihm die Ware Arbeitskraft zu erhalten, zu festigen und, vor allem, für die Wiederholung des "Griffs nach der Weltmacht" (Fritz Fischer), wie sie das deutsche Finanz- und Industriekapital plante, allseitig zu präparieren — um also dies zu bewerkstelligen, mußte die ökonomisch und militärisch verwertbare Leistungsfähigkeit des Gesellschaftskörpers und seiner lebendigen Glieder auf das absolute Maximum gesteigert werden; und genau darin steckt auch das Kriterium der Massenvernichtungspraxis. Um es in faschistischer Perspektive auszusprechen: die Heilung des sozialen Körpers durch pure Steigerung der verwertbaren Leistungsfähigkeit — übrigens zugleich die Hauptfunktion nationalsozialistischer Gesundheitspolitik — erfolgt in dem Maße, wie dieser Körper sich der Kranken, Schwachen, Unangepaßten, Invalidisierten, rassistisch Minderwertigen — kurz: der Überflüssigen — entledigt.

Da es aber keine feststehende Grenze zwischen angepaßtem und nicht angepaßtem Verhalten gibt, haftet dem terroristischen Modellierungswillen etwas Grenzenloses an; wenn auch jede dem Massenmord zugeführte Bevölkerungsgruppe immer wieder von neuem umrissen und genau bestimmt (und keineswegs will-

kürlich ausgewählt) wird, ist doch der Wille zur physischen Vernichtung selbst entgrenzend angelegt. Die Verblendung der Täter ist maßlos.

Ein Blick auf die Forschungslage

Der organisierte Massenmord im deutschen Faschismus spaltet sich in eine Fülle von einzelnen Tötungsaktionen auf. Sie auch nur annähernd aufzuzählen, ist hier unmöglich. Beispielhaft wurden zu Beginn unserer Überlegungen einige dieser "Aktionen" genannt, so der millionenfache Mord an den Juden Europas, für den der Name Auschwitz stehen bleiben wird, solange es eine Menschheitsgeschichte gibt; so die als "Euthanasie" getarnte Ausrottung der Geisteskranken; so das Wüten der SS-Einsatzgruppen hinter der Ostfront, dem etwa zwei Millionen meist jüdische Menschen, aber auch sowjetische Parteikommunisten und Partisanen zum Opfer fielen; schließlich das System der Vernichtung durch Zwangsarbeit in den Konzentrationslagern. Diesen Vorgängen ließen sich dutzendfach andere Formen des Vernichtungswahns anfügen.

In den vorstehenden Abschnitten wurde versucht, unter dem Blickwinkel einer politiktheoretischen Fragestellung das allen NS-Tötungspraktiken Gemeinsame, gewissermaßen ihr Tertium comparationis, zu erfassen. Dies ist m.E. der dem faschistischen Diktatorsystem inhärente Wille zur physischen Vernichtung, wie er aus der Naturalisierung des Politischen notwendig hervorgeht. Wir dürfen nun nicht erwarten, unter dem Gesichtspunkt der historischen empirischen Forschung ohne weiteres dasselbe Resultat zu bekommen. Vom Material her gesehen ist dies schwierig, wenn nicht unmöglich, und zwar i.w. aus den folgenden zwei Gründen.

Die einzelnen Tötungsaktionen innerhalb der organisierten Massenvernichtung liefen meist *unverbunden* neben- oder nacheinander ab (vielleicht eine Folge unterschiedlicher Kompetenzaufteilungen zwischen SS, staatlicher Bürokratie, Gestapo und Militärapparat). Aber das ist nur die eine Seite; auf der anderen Seite gilt es zu beachten, daß jede einzelne Mordaktion gründlich *durchorganisiert* war. Jede Aktion hatte einen geplanten Anfang und ein ebenso geplantes Ende, und jede war einem Kosten-Nutzen-Kalkül unterzogen worden, wobei die leitenden Gesichtspunkte durchaus zwischen Ökonomie (z.B. die Mordpraxis der Einsatzgruppen als "Druckentlastung" in der Ernährungswirtschaft der okkupierten Ostgebiete), Politik (z.B. Liquidierung der polnischen Intelligenz) und Ideologie (im Vernichtungsantisemitismus kulminierend) changieren konnten. Das aber betraf immer nur den Einzelvorgang; eine einheitliche zentralisierte Organisationsstruktur der Vernichtung existierte nicht.

So ist es nur allzu verständlich, daß die Erforschung der Massenvernichtung in der Regel auf jeweils *einen* ihrer Teilabschnitte beschränkt ist. Dezentralisierter Massenmord, der in seinen Teilabschnitten jedoch zugleich pseudorational entworfen, kalkuliert und durchorganisiert war — beides bringt den Historiker dazu, sich auf den von ihm untersuchten Teilbereich zu konzentrieren und etwaige Fragen nach dessen wie auch immer gearteten untergründigen Verbin-

dungen zu den übrigen Teilbereichen der NS-Massenvernichtungspraxis gar nicht erst zu stellen — sein Quellenmaterial gibt ja nichts dazu her. So kann es passieren, daß gerade der gewissenhafte und sorgfältige Rechercheur, subjektiv in gutem Glauben, letzten Endes dann doch eine Antwort schuldig bleibt bei der Suche nach einer rationalen Erklärung des ganzen Geschehens; sich auf die Vervollkommenheit seiner Forschungsarbeit kaprizierend, wird er mit Fug und Recht sagen können, daß es unmöglich ist und vermutlich auch unmöglich bleiben wird, aus dem empirischen Material eine Theorie der Vernichtung zu entwickeln.

Neuere Forschungen weisen indes in die entgegengesetzte Richtung. Hier handelt es sich um Arbeiten, die allesamt jenen großen und bis vor kurzem fast unerforschten Bereich der Vernichtungspolitik zum Gegenstand haben, den wir weiter oben mit Dörner bereits unter dem Namen der *sozialen Vernichtung* kennenlernten. Um daran zu erinnern: sozial Verfolgte (im Unterschied zu den rassistisch, politisch oder religiös Verfolgten) kommen überwiegend aus randständigen Gruppen und der sozialen Unterschicht, also beispielsweise geistig Behinderte, Alkoholranke, Kriminelle, Homosexuelle, Prostituierte, 'Zigeuner', 'Asoziale', psychisch oder körperlich Kranke. Nach vorsichtiger Schätzung umfaßte diese Gruppe der sozial Verfolgten im 3. Reich etwa eine Million Menschen. Sie waren als sozial Abweichende und "Gemeinschaftsfremde" abgestempelt; daß die Überlebenden dieser Gruppe bis heute auf Entschädigung und Wiedergutmachung vergebens warten, ist ein schreiendes Unrecht und verweist auf tabuisierte Kontinuitäten zwischen damals und heute.⁵

Die Untersuchung der sozial Verfolgten ist erst seit wenigen Jahren in Gang gekommen. Sie befaßt sich sowohl mit einzelnen sozialpolitischen Vernichtungsprogrammen der Nazis — hier besonders intensiv mit dem Anstaltsmassenmord an den Geisteskranken — als auch mit den Problemen der Wissenschaftsgeschichte im Faschismus, wobei Medizin und Psychiatrie dominieren.⁶ Was diese Arbeiten auszeichnet, ist die — oft nicht einmal ausgesprochene — Entdeckung, daß es, im Gegensatz zu bisherigen Annahmen, doch möglich ist, aus der historischen Untersuchung des empirischen Einzelnen zum Allgemeinen des NS-Vernichtungsprogramms vorzudringen, zu der Erkenntnis nämlich, daß der Wille zur Gesellschaftssanierung auf dem Wege der physischen Verstümmelung und Vernichtung das gesuchte *Tertium comparationis* aller Tötungsaktionen ist. Das ist deshalb möglich, weil das allen Opfern gemeinsame Kennzeichen: ihre sog. Gesellschaftsunfähigkeit, an der Gruppe der sozial Verfolgten sich mühelos exemplifizieren ließ — sie waren (und sind) ja ohnehin die Randständigen, die Minderwertigen, die Ausgestoßenen der Gesellschaft. Auch daß sich die Verfolgung stufenförmig vollzog, von der Mißhandlung ("Umerziehung") über die Zwangssterilisierung, Zwangsarbeit bis zur Tötung, wird unmittelbar deutlich; ebenso, daß es sich hier um Elemente einer einheitlichen Struktur der Vernichtung handelt. Was die Historiker bisher übersehen haben, wird jetzt, und zwar unmittelbar aus dem empirischen Material, beweisbar: "... daß die Verfolgung der Juden nach Ideologie und Technologie, nach Ursache und Wirkung sich aus der Verfolgung der sozial Abweichenden und Gemeinschaftsfremden entwickelt hat."⁷

Die als »Sonderbehandlung 14f13« getarnte Ermordung von KZ-Häftlingen, ein exemplarischer Vorgang⁸

Im Jahr 1941 wurden im Verlauf weniger Monate systematisch Tausende von KZ-Häftlingen ausgesucht und in drei ehemalige Irrenanstalten verbracht, die in Todesfabriken umfunktioniert waren. Diese befanden sich in Bernburg a.d. Saale, Sonnenstein bei Dresden und Hartheim in Oberösterreich. Dort wurden die Häftlinge sofort nach ihrer Ankunft in als Bäder oder Duschwannen getarnten Räumen durch Einleitung von Giftgas ermordet, ihre Leichen an Ort und Stelle verbrannt. Die Gesamtzahl der bei dieser Sonderaktion Ermordeten ist nicht mehr genau feststellbar; sie bewegt sich aber nachweislich in der Größenordnung zwischen 15.000 und 20.000 Opfern. Die Tötungsbürokratie gab dem Vorgang den Namen »Sonderbehandlung 14f13«, wobei die Zahlen-Buchstabe-Kombination das entsprechende Aktenzeichen bedeutet, während "Sonderbehandlung" im SS-Jargon für nichts anderes als Mord steht. Dies war auch die Codebezeichnung, derer sich die Lagerverwaltungen und die KZ-Inspektion im Verkehr untereinander bedienten.

Verschiedene Aspekte sind es, die uns veranlassen sollten, gerade diesen Abschnitt der Massenvernichtungspraxis dem Vergessen zu entreißen. Was man ausschließlich mit dem Namen Auschwitz zu verbinden sich angewöhnt hat — das alles gab es bereits vorher bis in die kleinsten Einzelheiten hinein, jedoch nicht irgendwo in fremdem Land, exterritorial sozusagen, sondern mitten im 'Reich', mitten in der Normalität des NS-Alltags. Gewiß wird man die Tarnungsbemühungen der Mörder auch bei dieser Aktion nicht gering veranschlagen dürfen, gewiß auch ist alles in kleinerem Maßstab abgelaufen — aber im wesentlichen haben wir es mit einer Vernichtungsaktion zu tun, die *sämtliche* Besonderheiten des NS-spezifischen organisierten Massenmords in sich vereinigt — sie ist also keine Teilaktion wie die anderen, sondern eher umgekehrt ein Extrakt aus jenen partikularen Vorgängen, die, jeder für sich genommen, den Vernichtungswahn Wirklichkeit werden ließen. Für diese These sprechen folgende Fakten und Überlegungen:

Erstens: Die »Sonderbehandlung 14f13« war in ihrer ersten Phase ein integraler Bestandteil der sog. Euthanasie-Aktion, jener Aktion also, die die erste systematische und perfekt organisierte Ermordung einer genau umgrenzten Bevölkerungsgruppe zum Gegenstand hatte: die als "Vernichtung lebensunwerten Lebens" deklarierte Tötung von rd. 70.000 aus dem ganzen Reich zusammengezogenen geistig behinderten oder geisteskranken Patienten in der Zeit von Januar 1940 bis August 1941 in insgesamt sechs ehemaligen Heil- und Pflegeanstalten, die durch den Einbau von Gaskammern und Krematorien entsprechend präpariert worden waren. Die verwaltungsmäßige und technische Realisierung des ganzen Lag, von der Erfassung der Opfer durch Ärztekommisionen bis zur administrativen Abwicklung der "Todesfälle", in den Händen der ausschließlich zu diesem Zweck gegründeten Organisation »T4« (so benannt nach ihrem Sitz in der Berliner Tiergartenstraße 4), die nach außen hin unter verschiedenen Tarnnamen firmierte. Was nun für unser Thema von Bedeutung ist, geht daraus hervor, daß die Selektion und Ermordung der KZ-Häftlinge — es sind zwi-

schen 2.000 und 3.000 in dieser ersten integrativen Phase — *unter genau den gleichen Bedingungen und Umständen* abließ, wie bei den Anstaltspatienten. Es waren dieselben SS-Psychiater, die hier wie dort tätig wurden; und es waren, jedenfalls in dieser ersten Phase, Häftlinge, die so "behandelt" wurden, als ob sie Kranke gewesen seien — vor allem aus diesen beiden Umständen wird der Zusammenhang mit dem faschistischen Sanierungsprogramm der NS-Gesellschaft unmittelbar ersichtlich: auch die Häftlings-Euthanasie, nicht nur die 'echte' Euthanasie — beides waren Schritte auf dem Weg zur wahnhaft konzipierten 'Volksgemeinschaft'. Zugleich war im Häftlings-Status der Ermordeten alles das angelegt, was Millionen gefangenen und mißhandelten Menschen wenig später im Holocaust widerfuhr.

Zweitens: Die Opfer von »14f13« entstammten in dieser ersten Phase ausnahmslos derjenigen Schicht, die von den Nazis als Gruppe der "Asozialen und Arbeitsscheuen" gebrandmarkt worden war. Ohne auf ihre Entstehungsgeschichte als KZ-Kontingent näher einzugehen⁹, begnüge ich mich an dieser Stelle mit dem Hinweis, daß hier die Kategorie der sozial Verfolgten empirisch verifizierbar ist und somit *soziale Verfolgung* als Element einer Theorie faschistischer Vernichtung prinzipiell verwendbar wird.

Drittens: In einer zweiten Phase (von September bis November 1941) wird die "Sonderbehandlung" ausgeweitet. Nach Beendigung der Anstaltseuthanasie bleibt dem mittlerweile auf Hochtouren laufenden Tötungsapparat »T4« nur noch die KZ-Aktion; aus dem Nebenstrang wird ein Hauptstrang, wenn auch nur vorübergehend. Die Zahl der Opfer vervielfacht sich (zwischen 11.000 und 15.000) und jetzt werden erstmals andere Gruppen in die fabrikmäßige Vernichtung einbezogen: neben arbeitsunfähigen Häftlingen sind es jetzt rassisch und politisch Verfolgte, die in den Gaskammern von Bernburg, Hartheim und Sonnenstein umgebracht werden. Hieran läßt sich die Auswechselbarkeit der Opfergruppen zeigen; wenn es darauf ankommt, den sozialen Körper durch physische Verstümmelung zu formen und zu modellieren, dann ist es tendenziell gleichgültig, welche Menschengruppe dem in sich selbst grenzenlosen Modellierungswillen anheimfällt.

Viertens: Auch in bezug auf das Verhalten des »T4«-Tötungspersonals (das aus Verwaltungsangestellten einschließlich der "Desinfektoren" und "Heizer" sowie der Tötungsärzte bestand) kommt der »14f13«-Aktion eine Schlüsselfunktion zu. Mit der Einlieferung von KZ-Häftlingen in die Tötungsanstalten stellte sich das gravierende Problem, inwieweit die neuen Opferkategorien ebenfalls "lebensunwertes Leben" darstellten. Mit der Autorität des »T4«-Arztes, der mit seiner Unterschrift auf dem Diagnosezettel ("Meldebogen") faktisch das Todesurteil ausstellte, war das Problem nur vordergründig gelöst; weitaus wichtiger war, daß das Tötungspersonal daran gewöhnt werden konnte, die Methoden der "Sonderbehandlung" (einschließlich Leichenfledderei) auch auf solche Menschen anzuwenden, die von den Tätern selbst "nur noch durch die Abstempelung der Ärzte mittels Meldebogen, nicht aber durch eigene Anschauung als 'Geistesranke' und damit 'lebensunwertes Leben' identifiziert werden konnten."¹⁰ So wurde es möglich, bei den Tätern jenen Grad von Tötungsbereit-

schaft und Brutalisierung zu erreichen, der insbesondere die nun folgenden Vernichtungsaktionen kennzeichnen sollte; fast das gesamte »T4«-Personal wurde nämlich ab Ende 1941 — nach Beendigung von »14f13« — in mehreren Schüben nach Polen abkommandiert, um dort die drei Vernichtungslager Belzec, Sobibor und Treblinka aufzubauen und zu betreiben; im Verlauf dieser mit dem Tarnnamen »Aktion Reinhard« versehenen Massenvernichtung von mehr als 1,5 Millionen polnischer Juden nahm das in den beiden vorhergehenden Euthanasie-Aktionen erprobte und bewährte Verfahren gigantische Dimensionen an. Somit bleibt aber das allen Tötungsaktionen Gemeinsame, ihr Tertium comparationis, keine abstrakte Größe. Das *Objekt* der Tat ist in ständiger Wandlung begriffen, es tritt permanent in unterschiedlichen Realisierungsformen auf: von »T4« über »14f13« zur »Endlösung« — aber das *Subjekt* dieser Tatformen bleibt stets dasselbe, nämlich das Tötungspersonal der Organisation »T4«; es unterliegt lediglich einer von Stufe zu Stufe sich erweiternden Konditionierung.

Fünftens: Indem die Aktivität des Tötungsapparates »T4« sich solchermaßen Schritt für Schritt ausweitete, stellt sich eine innere Einheit des praktizierten Vernichtungswahns her.¹¹ Die »Sonderbehandlung 14f13« nimmt dabei, durch den und im Verlauf ihrer eigenen Entwicklung, die Gestalt eines Januskopfes an — Wendung des einen Gesichts zu der mit Hilfe von NS-Psychiatrie und NS-Justiz vorgenommenen Vernichtung "lebensunwerten Lebens", und des anderen Gesichts in Richtung des Vernichtungs-Antisemitismus und seiner Grauen in Treblinka und den anderen Stätten des SHOAH.

Fragen an eine Theorie des Faschismus

Für die Vertiefung einer kritischen, historisch fundierten Faschismustheorie bieten sich mehrere Ansätze an. Vor allem in der Zeitgeschichtsschreibung bilden sich, wenn nicht alles täuscht, Positionen heraus, die für die hier vertretene These von kaum zu überschätzender Bedeutung sind. Die These lautet ja, daß der faschistische organisierte Massenmord in allen seinen Bereichen — nämlich dem der rassischen, politischen, religiösen und sozialen Verfolgung — als Produkt eines einheitlichen Vernichtungswahns zu interpretieren ist, der aber seinerseits über einen rationellen, gesellschaftlich bedingten Kern verfügt, wobei wir darunter primär das wahnhaft konzipierte, weil 'naturalistische' Programm einer Gesellschaftssanierung verstehen wollen. Anhand der Frage, ob der millionenfache Judenmord auf einen Befehl Hitlers zurückzuführen sei oder nicht, entwickeln nun derzeit so renommierte Zeithistoriker wie Martin Broszat und Hans Mommsen die Auffassung, daß die organisierte Massenvernichtung keineswegs das Ergebnis irgendeiner dokumentarisch fixierten, einmaligen Absichtserklärung war, sondern umgekehrt funktional als stufenweise sich erweiterndes Ergebnis eines über Jahre hinweg sich erstreckenden, größtenteils unkoordinierten Entscheidungsprozesses anzusehen ist.¹² Wenn auch zunächst nur auf den Vernichtungs-Antisemitismus bezogen, läßt sich diese Auffassung m.E. doch ebenso auf die anderen Entwicklungsstränge der NS-Mordpraxis übertragen — mehr noch, sie impliziert letztlich die Wahn-These insofern, als der von Broszat und Mommsen unterstellte Mordautomatismus ja

gleichwohl von den Handelnden bedient wird, wodurch sie jedoch zu Gefangenen des Automatismus werden — und wir fügen hinzu: des von ihnen wahnhaft eingesetzten Mordautomatismus.

Ein anderer Ansatz der Faschismusanalyse betrifft das hier aufgeworfene Problem der 'Naturalisierung des Politischen' ganz zentral. Hier sind es die von Hans Mommsen auf dem Otto-Kirchheimer-Symposium in Westberlin 1985 vorgelegten Thesen¹³ zum *Verfall* der Staatsfunktionen im politischen System des NS, die jene 'Naturalisierung' in vollem Umfang bestätigen. Nach Mommsen hat das NS-System nicht nur keine neuen institutionellen Grundlagen geschaffen, sondern umgekehrt ausschließlich von der parasitären Zersetzung der übernommenen Institutionen des Weimarer Staates und Preußens gezehrt; der NS sei wesentlich als ein Zerfall und Übergang zu begreifen. Wenn es dennoch eine Funktion der Bürokratie und des Staates gab, dann die der "Abmilderung" dessen, was wir weiter oben als wahnhaft Sanierungspläne kennzeichneten — die dann eben durch dieses "Abmildern" praktisch ermöglicht wurden.

Was aber hat den Vernichtungswahn in den Köpfen erzeugt? Was ist es gewesen, das Hunderttausende von 'Tätern' dazu gebracht hat, die weitverzweigte Maschinerie der Verfolgung und Vernichtung gesetzestechisch und medizinisch, administrativ und technologisch zum Funktionieren zu bringen und in Gang zu halten — und zu den Maschinisten gehörten keineswegs nur die Angehörigen der SS und der anderen NS-Organisationen und nicht nur die Schreibtischtäter der NSDAP, sondern ebenso Zivilbeamte und Verwaltungsjuristen, Staatsanwälte und Ärzte, Richter und Psychiater, Industriemanager und das ganze an der jeweiligen »Geheimen Reichssache« beteiligte ausführende Personal in den Transportbussen und Amtsstuben, in den Polizeidienststräumen und Gefängnissen?

Daß hier jede bündige Antwort sich von selbst verbietet, bedarf wohl keiner weiteren Begründung. Nach ihrer politiktheoretischen Seite hin wäre jedoch eine Bearbeitung der Frage etwa in folgende Richtung denkbar. Von der Behauptung ausgehend, *"daß Politik ein Produktionsprozeß sein muß und nicht distributiv, was die vorherrschende Gewohnheit der Politik ist"* (Negt/Kluge), und des weiteren davon ausgehend, daß eine Zielvorstellung unter anderen sich bei diesem Produktionsprozeß als "Umproduktion von Menschen in Richtung dessen, was sie partiell als menschliches Gemeinwesen sind"¹⁴, definieren läßt, gilt es festzuhalten, daß diese 'Produktion' in den verschiedenen Epochen des Industriekapitalismus permanent in der Gefahr der Selbstzerstörung steht. Die beiden Hauptkomponenten der politischen 'Produktion' — Arbeit und Gemeinwesen — unterliegen dem destruktiven Einfluß gesellschaftlicher Mächte und werden tendenziell so weit auseinandergerissen, daß 'Politik als Produktion' schließlich zum Erliegen kommt und nurmehr in abstrakt-imaginären Institutionen, wie z.B. der repräsentativen Demokratie, faßbar — also unfäßbar — bleibt.¹⁵ Hier setzt faschistische Ideologie ein, indem sie die laufenden Zerstörungen von Politik-Produktion an der Wurzel anzuhalten verspricht und in diesem Anhalten-Wollen von politischen und ideologischen Zerstörungsprozessen scheint mir genau das zu liegen, was den Faschismus insgesamt so attraktiv ge-

macht hat im Bewußtsein nicht bloß der alten Machteliten, sondern vor allem der Massen. Die NS-spezifische Blendung und Selbstverblendung beruhte im wesentlichen darauf, daß der NS in Theorie und Praxis eine Wiederherstellung versprach, nämlich der Bedingungen zur Möglichkeit von 'Politik als Produktion', und zwar mit Hilfe des faschistischen Sanierungsplans, eines Plans jedoch, der "im gesellschaftlichen Sinn nur ein Pseudoplan"¹⁶ war; denn Politik war ja gleichzeitig naturalisiert worden, und 'Natur' läßt sich nicht produzieren. Die Naturalisierung des Politischen aber ermöglichte erst den organisierten Massenmord.

1 Diesen Terminus übernehme ich von Klaus Dörner, der, ein Psychiater der nachgeborenen Generation, wesentlichen Anteil hat an der Erforschung der NS-Medizinverbrechen.

2 Zit. nach: »Das Urteil von Nürnberg 1946«, München 1961, S. 128.

3 Vgl. dazu die erste umfassende Darstellung und Analyse bei W.F.Haug: »Die Faschisierung des bürgerlichen Subjekts«, Argument-Sonderband AS 80, Berlin 1986.

4 So Dietrich Allers, ehemals Geschäftsführer der Tötungsfirma »T4«, im Gespräch mit einer englischen Journalistin im Jahr 1972. Zit. nach Jörg Friedrich: »Die kalte Amnestie. NS-Täter in der Bundesrepublik«, Fischer Taschenbuch 4308, Ffm/M. 1984, S. 402.

5 Vgl. Klaus Dörner: »Ein Heer der Vergessenen. Die sozial Verfolgten des Dritten Reiches. Immer noch Opfer zweiter Klasse«, in: DIE ZEIT, Nr. 35, 23. August 1985, S.16.

6 Zwei Publikationen seien stellvertretend genannt: Ernst Klee: »"Euthanasie" im NS-Staat«, Ffm/M. 1983 und Benno Müller-Hill: »Tödliche Wissenschaft«, Reinbek 1984.

7 Dörner, s. Anm. 5

8 Vgl. Walter Grode: »Die 'Sonderbehandlung 14f13' in den Konzentrationslagern des Dritten Reiches. Ein Beitrag zur Dynamik faschistischer Vernichtungspolitik«, Phil.Diss., Universität Hannover 1986. — Die folgenden Ausführungen beruhen weitgehend auf dieser Arbeit. Sie erscheint demnächst im Verlag Peter Lang, Ffm/M.-Bern-New York.

9 Vgl. die gut dokumentierte Darstellung bei Grode, S. 25-49.

10 Ebd., S. 235. Vgl. dazu auch S. 33, 108, 236 f.

11 Eine erste und nur vage umrissene Vorstellung von dieser einheitlichen Struktur der Vernichtung drängte sich dem Verfasser während seiner Beobachtung des großen Frankfurter Euthanasie-Prozesses 1967/68 auf. Vgl. dazu vom Verf.: »Die Vorstufe der Endlösung«, in: Gewerkschaftliche Monatshefte, Heft 1/1970, S. 28-37.

12 Vgl. die Referate von Broszat und Mommsen in dem Tagungsband »Der Mord an den Juden im Zweiten Weltkrieg. Entschlußbildung und Verwirklichung« (Hrsg. E. Jäckel und J. Rohwer), Stuttgart 1985.

13 Vgl. dazu die Tagungsberichte in »Politische Vierteljahresschrift« Heft 1/86, S. 117 und in »Das Argument« 156, S. 249.

14 Oskar Negt und Alexander Kluge: »Geschichte und Eigensinn«, Ffm/M. 1981, S. 1164 (dort auch das vorhergehende Zitat).

15 Zum Begriff "Politik als Produktion" und seinen theoretischen Voraussetzungen vgl. den Beitrag des Verf.: »Kann der Marxismus Institutionen begründen?« im demnächst erscheinenden Sammelband »Grundfragen der Theorie politischer Institutionen« (Hrsg. G. Göhler), Opladen 1986.

16 Max Horkheimer: »Lehren aus dem Faschismus«, in: ders., Gesammelte Schriften, Bd.8, Ffm/M. 1985, S.22.

Die Vakanz könnte permanent werden. Das würde der SPD die Freiheit verschaffen, sich aus der Verbiesterung des Nur-nach-vorn-schauen-Müssens zu lösen und den Blick noch einmal weit zurück, weit über Godesberg hinaus, zu riskieren. Sie könnte sich der Nonsens-Themen aus dem Nachlaß des Wehner-schen Ambiente entledigen, zu dem etwa der "Demokratische Sozialismus" gehört: Demokratie ist Demokratie, Sozialismus ist Sozialismus. Es kann Demokratie mit sozialistischen und Demokratie mit nichtsozialistischen Systemen geben. Und auf unserer zeitgeschichtlichen Höhe und in unseren Breiten kann — und muß — man darüber streiten, ob und wie weit realer Sozialismus, offensichtlich keine sichere Garantie für Demokratie, dennoch zur Verhinderung der Demokratieverhinderung taugt.

Helmut Ridder

seinem Leben ein Nashorn gesehen hatte. Ernst H. Gombrich, der die drei Beispiele, den Holzschnitt, den Stich von Heath und das Foto einander gegenüberstellt, will damit demonstrieren, daß die inwendige Figur von der äußeren Besitz ergreift. Mehr noch, der englische Stich hält sich enger, als der begeisterte Kommentator es will, an den Holzschnitt. Er birgt, genau genommen, eine Vielzahl der Ungenauigkeiten Dürers, die wiederum daher rühren, daß in Nürnberg der Maler über ungenaue Angaben zur Sache verfügte, sich also aufs Hörensagen und seine Phantasie verlassen mußte, um überhaupt ein Rhinoceros faßbar zu machen. Die Panzer, so Gombrich, erklären sich aus den damals geläufigen Berichten über die exotische, namentlich aber nur dem Legendenschatz zu verdankende Figur des Drachen.

2.

Das Hörensagen als Anlaß für Bilder nimmt sich weniger paradox aus, als es einer an Fotos, Fernseh- und Kinobilder gewöhnten Sehweise vorkommen mag. Vielmehr wirft es ein paar verwirrende und obendrein verwickelte Fragen auf. Beim Wort genommen setzt ein Hörensagen voraus, daß Bilder ihr Sujet, ja ihre Gestalten von literarischen Erzeugnissen beziehen. Das Sagen und das Hören sind einst reale Informationsmedien gewesen, über deren Wahrheitsgehalt man sich erst allmählich seine Gedanken machte. Hat Homer wirklich gelebt? Lessing, der keine Gelegenheit ausläßt, seinem Widersacher, dem Grafen Caylus, eins auszuwischen, meint im »Laokoon«: "Wenn man sagt, der Künstler ahme dem Dichter oder der Dichter ahme dem Künstler nach, so kann dieses zweierlei bedeuten. Entweder der eine macht das Werk des anderen zu dem wirklichen Gegenstand seiner Nachahmung, oder sie haben beide einerlei Gegenstände der Nachahmung, und der eine entlehnt von dem anderen die Art und Weise, es nachzuahmen."

Hinter den aphoristisch gehaltenen Sätzen steckt ein Denkspiel, das, nur wenig vergrößert und in eine gegenwärtigere Diktion übertragen, für Überraschung sorgen kann. Entweder nämlich der Maler hält sich an die Beschreibung eines Dichters und stellt auf diese Weise die Beschreibung einer Beschreibung, in Lessings Sprache: die Nachahmung einer Nachahmung her; oder aber beide, Literat und Maler, beschäftigen sich mit dem gleichen Motiv, das ihnen gleichermaßen als Ding wie als Thema zur Verfügung steht. Im ersten Fall, und nur im ersten, ist für Lessing der Maler ein Original: er hält sich an ein Kunstwerk, nicht aber an das, was dieses Kunstwerk darstellt. Anders gesagt: Seine Originalität besteht in der Übersetzung von Kunst in Kunst. Im zweiten Fall hingegen ist der Kopist am Werk. Ihm liegt, ohne Rücksicht auf das Verfahren, lediglich am Sujet, wenn nicht gar am blanken Gegenstand. Verlangt also der Graf Caylus ständig nach neuen Gegenständen oder Themen, so stellt er sich als das bloß, was Brecht und Pasolini einen "Inhaltisten" nannten: Er macht der Darstellung ihren Rang streitig.

So einsichtig Lessings Standpunkt auch ist, Lessing hält, wie der Graf, eine spiritistische Sitzung ab, ohne es auch nur zu argwöhnen. Beide sprechen über Geister, genauer: über ihnen unbekannte Größen. Das Hörensagen hebt sich ins

Quadrat. Homers Sujets zum Beispiel oder die Motive Ovids lagen den Disputanten in gedruckter Form vor. Von der Malerei der Griechen jedoch ist derart wenig übriggeblieben, daß sich nicht einmal die Gelegenheit bot, Stilperioden oder auch nur das eine oder andere Gesamtœuvre, geschweige denn ihr Verhältnis zum literarischen Kunstwerk, zu rekonstruieren. Apelles oder Polygnot sind Maler ohne Werk, es sei denn, man nähme, wie Lessing oder der Graf Caylus, die Informationen eines Plato, eines Plinius oder eines Pausanias für einen vollwertigen Ersatz. Ob Notlösung oder Gewohnheitsrecht: Man muß sich nur vorstellen, Georges Braque's Bilder zum Beispiel wären durch tragische oder banale Umstände allesamt vernichtet worden und präsent nur noch dank seiner Notizbücher oder der Schriften seiner Interpreten. Um es auf die Spitze zu treiben: angenommen, ein Inquisitor gleich welcher Art hätte sämtliche Exemplare des Don Quijote beschlagnahmt und vernichtet, so daß Pierre Menards Neuschöpfung des Quijote, das Thema einer Fiktion von Jorge Luis Borges, nie zustande gekommen wäre: das Buch würde lediglich als Mythos, als Gerücht oder als Gegenstand des Textes von Borges existieren, der Original und Neuschöpfung, Cervantes und Menard, absichtlich durcheinanderbringt.

3.

Der Einwand, eine sich ausbreitende Reproduktionsindustrie habe ein für allemal einen Punkt hinter die Frage nach Kunst und Hörensagen gesetzt, trifft, derart brüsk formuliert, nicht zu. Auch bleibt er andererseits zu allgemein. Das bezieht sich zunächst einmal auf die Reproduktion an sich, des weiteren auf die Ansprüche, denen sie gerecht zu werden hatte. Dabei spielt es keine Rolle, ob es um die Abbildung von Kunstwerken oder von Realien ging: In beiden Fällen nämlich steht eine Kopie im Sinne Lessings zur Debatte. Mantegnas oder Pollaiuolos Gravüren sollten in etwa das leisten, was, Menschenalter später, Heinrich Heine in seiner »Lutetia« vom Kupferstich nach einem Gemälde des heute vergessenen Léopold Robert sagt: "Der Kupferstich von den 'Fischern', den die Herren Goupil und Rittner jetzt ausgestellt haben, ist vortrefflich, in bezug auf das Technische: ein wahres Meisterstück, weit vorzüglicher als der Stich der 'Schnitter', der vielleicht mit zu großer Hast verfertigt worden. Aber es fehlt ihm der Charakter der Ursprünglichkeit, der uns bei den 'Schnittern' so vollselig entzückt, und der vielleicht dadurch entstand, daß dieses Gemälde aus einer einzigen Anschauung, sei es eine äußere oder innere, hervorgegangen und derselben mit großer Treue nachgebildet ist. Die 'Fischer' hingegen sind zu sehr komponiert, die Figuren sind mühsam zusammengesucht, nebeneinander gestellt, inkommodieren sich wechselseitig mehr als sie sich ergänzen, und nur durch die Farbe ist das Verschiedenartige im Ölgemälde ausgeglichen und erhielt das Bild den Schein der Einheit. Im Kupferstich, wo die Farbe, die bunte Vermittlung fehlt, fallen natürlicherweise die äußerlich verbundenen Teile wieder auseinander, es zeigt sich Verlegenheit und Stückwerk, und das Ganze ist kein Ganzes mehr."

Daß Heine die Fehler im Bild zu Recht dem Maler Robert anlastet und nicht dem Kopisten, ist eine Sache. Eine andere, gravierendere, ist der Hinweis auf die Frugalität solcher Stiche. Sicher, sie wollten keine Wiedergaben sein, son-

dem allenfalls Gedächtnisstützen. Nur haben sie, entgegen den geläufigen Annahmen, gerade weil sie unvollständig blieben, dem Hörensagen Vorschub geleistet. Wo nicht nur "die bunte Vermittlung", die Farbe, fehlt, sondern auch die Maße erheblich verkleinert worden sind, müssen sich Phantasie und Erinnerung daran machen, das eigentliche Gemälde zurückzuerstatten. Damit stellen sich zwangsläufig auch jene Ungenauigkeiten ein, die Dürer auf andere Weise unterliefen. Es gibt jedoch Augenblicke, da man statt Ungenauigkeit besser Eigenwilligkeit sagt. Genauer: Lessings "Kopist" trifft Anstalten, ein Original zu werden, was allerdings des öfteren weniger auf Souveränität als auf den von Heine erwähnten Mangel zurückzuführen ist. Als der amerikanische Maler Arshile Gork noch sklavisch an Picassos Bildern hing, entwickelte er, weil er sich über diese Bilder anhand von Schwarz-weiß-Reproduktionen informierte, ein eigenes Kolorit. Farbe war auch das, was der Brasilianer Candido Portinari der Formsprache von »Guernica« zufügte, obwohl er wußte oder hätte wissen können, daß gerade dieses Original aus Schwarz, Weiß und Grau von einer Schwarz-weiß-Reproduktion nur im Hinblick aufs Format behelligt werden konnte.

4.

"Das reproduzierte Kunstwerk wird in immer steigendem Maße die Reproduktion eines auf Reproduzierbarkeit angelegten Kunstwerks." Der Satz stammt aus Walter Benjamins legendärem Aufsatz. Er meint natürlich die Fotografie und den Film; nicht also ein Gemälde wie »Guernica«, obwohl es nicht von der Hand zu weisen ist, daß Picasso mit der Reduktion des Kolorits auf Schwarz, Weiß und Grau ebenfalls an die Reproduzierbarkeit seines als Pamphlet gemeinten Bildes gedacht haben mag. Wie auch immer: »Guernica«, so wie es 1937 im Spanischen Pavillon der Pariser Weltausstellung hing, hätte das Schulbeispiel für Benjamins zentrale These sein können, daß nämlich der Kultwert eines Kunstwerks von seinem Ausstellungswert abgelöst worden sei. Zwar ist es leicht, im Nachhinein klüger zu sein und auf den Kultwert gerade von »Guernica« hinzuweisen, den ein Ausstellungswert obendrein verstärkte. Auch die Einschränkung, ein solcher Kultwert unterscheide sich vom Benjaminschen an Haupt und Gliedern, ändert nichts an der Tatsache, daß die schroffe Gegenüberstellung beider Werte konstruiert ist. Mehr noch: beide Begriffe, Kultwert und Ausstellungswert, haben etwas von Phantomen an sich.

Wechselt man obendrein zu Benjamins Anschauungsmaterial, dem Film und dem Foto, über, so fällt einem unweigerlich der Ausdruck 'Kultfilm' ein. Nichts anderes als die 'Ausstellung', das heißt: die Vervielfältigung, hat »Casablanca« zu einem solchen gemacht. Und widerlegte nicht die im Foto und Fernsehen ohne Unterlaß reproduzierte Figur eines Joseph Beuys Benjamins Theorie, die Reproduktion zerstöre die Aura, die dem Hier und Jetzt verpflichtete, in keiner Weise ablösbare Identität von Kunst oder Kunstfiguren? Es ist wahr, auch der Begriff Aura hält sich im Dämmer. Sowohl Brecht wie Adorno haben ihn beanstandet. Benjamin probiert die Definition als "einmalige Erscheinung einer Ferne, so nah sie sein mag". Statt allerdings konkreter zu werden, fügt er sechs Zeilen Naturlyrik hinzu. Eine solche Hilflosigkeit erklärt sich zum einen aus dem nicht unbekannten Dilemma, dem Rang, der Einzigartigkeit und

der Ausstrahlung eines Kunstwerks mit einem ihm wesensfremden Material, der ein Begriff ja ist, beizukommen. Zum anderen aber hat sich, so scheint es, Benjamin mit Hilfskonstruktionen wie "Kultwert" oder "Aura" begnügt, um etwas anderes, einen gesellschaftlichen Phasensprung nämlich, ins Licht zu rücken. "Die Dinge räumlich und menschlich 'näher' zu bringen ist ein genau so leidenschaftliches Anliegen der gegenwärtigen Massen, wie es ihre Tendenz einer Überwindung des Einmaligen jeder Gegebenheit durch die Aufnahme von deren Reproduktion ist. Tagtäglich macht sich unabweisbar das Bedürfnis geltend, des Gegenstands aus nächster Nähe im Bild, vielmehr im Abbild, in der Reproduktion, habhaft zu werden. Und unverkennbar unterscheidet sich die Reproduktion, wie illustrierte Zeitung und Wochenschau sie in Bereitschaft halten, vom Bilde. Einmaligkeit und Dauer sind in diesem so eng verschränkt wie Flüchtigkeit und Wiederholbarkeit in jenen. Die Entschälung des Gegenstands aus seiner Hülle, die Zertrümmerung der Aura, ist die Signatur einer Wahrnehmung, deren 'Sinn für das Gleichartige in der Welt' so gewachsen ist, daß sie es mittels der Reproduktion auch dem Einmaligen abgewinnt."

Was Benjamin hier beschreibt, ist historisch bedingt, darüber besteht kein Zweifel. Zwar hat es noch heute mit dem Bedürfnis nach dem habbaren Gegenstand seine Richtigkeit, und sei es nur ein Abbild. Nur steht dahin, warum abermals Abbild und Bild in Gegensatz geraten, wo kurz vorher doch genauer von Gegebenheiten die Rede war, deren Konfrontation mit Bild oder Abbild sich geradezu anbietet. Oder ist, in anderer Gestalt, noch einmal Lessings Unterscheidung zwischen Original und Kopie gemeint? Dann kreiste, und so hat es Benjamin am Ende auch verstanden wissen wollen, die ganze Frage um den fragilen Zustand einer individuellen, von Hand hergestellten Kunst wie etwa Malerei, und einer mechanisierten, den Gegebenheiten auf der Spur bleibenden Ausdrucksform der Massenmedien. Ähnlich wie Marshall McLuhan, in einzelnen Beobachtungen jedoch ungleich scharfsinniger, hat Benjamin, von den neuen visuellen Produktionsmitteln fasziniert, die Produktionsverhältnisse außer acht gelassen. Das zumal zeigt sein Satz von der Wahrnehmung, die das Gleichartige in der Welt mittels der Reproduktion auch dem Einmaligen abgewinnt.

5.

Mitte der sechziger Jahre war die Pop-art bereits in aller Munde. Sie hatte unversehens mit einer aus Reklame, Fotos und Comics bestehenden Bilderwelt Verwirrung gestiftet: Abbilder, Bilder aus zweiter Hand also, oder Abbilder dieser Abbilder nahmen die Museen und Kunsthäuser mit einer Vehemenz in Beschlag, die nicht nur Benjamins Gegensatzpaare, sondern den Kunstverstand überhaupt durcheinanderbrachte. So hatte Roy Lichtenstein 1962, bevor er zu seiner Rastertechnik überging, in Öl einen Gasherd gemalt. Bescheidene Gegenstände waren allerdings schon das Sujet einer Anzahl von Bildern gewesen, die ihre Modernität durch die Beliebigkeit und Armut dessen demonstrierten, was früher ganze Heerscharen von Griechen, Römern, Engeln und Erinnyen auf Breitwandleinwänden zur Schau tragen mußten. Manets Spargelbündel, Cézannes Äpfel oder die Pfeifen, Flaschen und Wassergläser der Kubisten wollten nicht zuletzt dazu beitragen, jene Kultwerte Benjamins aus der Welt zu

schaffen, die sich im Bild selbst, im Thema und in den mythologischen Figuren eingenistet hatten. Lichtenstein jedoch geht einen erheblichen Schritt weiter. Sein Gasherd könnte, so wie er, mit der professionellen Unbeholfenheit, die den Reklamezeichner charakterisiert, im Bild erscheint, eben von einem Reklamezeichner und nicht von Roy Lichtenstein stammen. Das heißt: der mehr als alltägliche Gegenstand stellt sich in einer mehr als alltäglichen Form dar. Nicht nur Alltagsdinge werden gemalt, gemalt werden sie in einer Sprache, die nicht mehr der Kunst, sondern dem Werbeprospekt entlehnt ist. Der Ausstellungswert leiht sich nicht von den üblichen Ausstellungsformen, den Kunsthäusern und den Museen, her: Er verkörpert sich unumwunden in einer unendlichen Reproduzierbarkeit. Der Herd ist kein Herd, er ist das Abbild eines Herdes und ein schäbiges dazu. Lichtenstein sieht nicht diesen oder jenen Herd, er sieht eine von allen guten Geistern der Kultwerte verlassene Reklame. Im Lessing-schen Sinn gibt er sich derart eindeutig als Kopist, daß eine solche Eindeutigkeit aufmerken lassen muß.

Die Pop-Maler und ihre Nachfolger, gleichgültig unter welchem Motto sie in Erscheinung traten, waren alles andere als Schrittmacher. Man kann noch weiter gehen: Dadurch, daß sie von der Reklame oder von den Massenmedien in Umlauf gebrachte Abbilder noch einmal, von Hand auf einzelne Leinwände, nachmalen, ließen sie sich auf ein Rückzugsgefecht ein, dem allein die Kunstwelt avantgardistische Züge abzugewinnen wußte. Auch der sich unter seinem Hut jeder Kamera stellende Joseph Beuys ist eher ein Symbol bereits symbolisierter Begebenheiten als ein Hoffnungsträger in Sachen Kunst. Die Erklärung stellt sich dort ein, wo man Benjamins Diktum umkehrt. Mittels der Reproduktion nämlich wird dem "Gleichartigen in der Welt" Einmaliges abgewonnen. Man kann sich darüber streiten, ob das Einmalige dem entspricht, was Benjamin im Sinn hatte: Serienprodukte jedoch, im Warenhaus oder im Fernsehen, zehren davon, daß die vervielfältigten Stücke einmalig auf den wirken sollen, dessen Anteilnahme die Serie erst ermöglicht. Blake Carrington oder eine Modeuhr, von der Werbung "in den Farben Deiner Phantasie, im Look nach Deinem Geschmack" angepriesen, machen deutlich, in welchem Maß sich auch Kultwerte, nicht anders als Polyester oder Phenolharzresole, synthetisch herstellen lassen. Folglich kann es nicht wundernehmen, wenn, umgekehrt, Lichtensteins reproduzierte Reproduktionen doch im Museum landen und Joseph Beuys im Herzen so mancher Emma Bovary seinen Platz fand.

6.

Im Museum sind allerdings auch die Klebebilder der Dadaisten gelandet. Für Benjamin waren sie die Schulbeispiele einer Kunst, die sich weigert, "Gegenstand einer kontemplativen Versenkung" zu sein, und die die "Aura ihrer Hervorbringung" vernichtet. Daß sie im Museum hängen, ist, anders als die Dadaisten es wollten, kein Grund zur Besorgnis. Was vielmehr auffällt, hat mit einem eklatanten Bedeutungswechsel zu tun. Es hängen nicht Werkstücke an der Wand, denen man ihre Geschichte, ihre Hervorbringung mit oder ohne Aura und die Arbeit des Künstlers zwischen Realität und Material entnehmen kann. Vielmehr sind sie einem Kult, auch hier einem synthetischen, erlegen, der zu-

nehmend darauf zielt, das, was man vor Augen hat, aus dem Blickfeld zu rücken. Das Hörensagen kehrt als sein eigener Doppelgänger wieder.

Damit rollt sich unser Thema noch einmal seitenverkehrt auf. Es ist das gleiche Thema, das allerdings den Produzenten und den Adressaten gewechselt hat. Denn das Hörensagen besetzt nicht mehr die Bilder, deren Informationspflicht von anderen Medien übernommen worden ist. Wieviel Hörner ein Rhinoceros hat, läßt sich mühelos im Bildarchiv oder im Nachschlagewerk feststellen. Indem die Malerei ihre Materialität als ästhetisches Moment hervorhob und dabei die verschiedensten Zeichensprachen ausprobierte, war sie nicht mehr darauf angewiesen, Sujets aus überlieferten oder gedruckten Texten zu beziehen. Abstrakte Maler kamen ohnehin nicht auf einen derart abwegigen Gedanken. Als Paris noch das Zentrum der Malerei war, galt das Wort 'Littérature', bezogen auf gemalte Bilder, als Schimpfwort, während ein anderer Ausdruck im Atelierjargon, 'Cuisine', Küche, hier im Sinn von 'Mache', nicht unbedingt abfällig gemeint sein mußte.

Cocteau hat vor Jahr und Tag die Sätze geprägt: "Der Zweck in Mittel umgewandelt, das ist der kühnste und nachhaltigste Streich der Malerei, die wir 1912 vor Augen hatten. Das Gerüst von einer Flasche oder einer gemalten Frau zu lösen, das war die maximale Zurückhaltung des Künstlers. Picasso ging noch weiter, indem er die Frau oder die Flasche von vornherein als Gerüst für diese Konstruktion sah. Also ließ er die Frau und die Flasche verschwinden. Was blieb? Ein Bild. Dieses Bild ist nichts mehr als ein Bild." Gleichgültig wie wörtlich man eine solche Erklärung nimmt und abgesehen davon, ob sie die Sache trifft: Sie zeigt, wie unwiederbringlich das Hörensagen aus den Bildern vertrieben worden war. Sie zeigt aber auch, von wo aus sich die Rückkehr anbahnte. Denn woher wußte Cocteau, daß Picasso von vornherein Frau und Flasche als Gerüst für seine Konstruktion sah? Und selbst wenn er sich auf Picasso in Person als Quelle berufen konnte: Dürfte nicht der bildnerische Ansatz komplizierter ausgesehen haben, anders in jedem Fall, als es seine brillant formulierten Sätze kundtun?

7.

Die Kargheit oder, wenn man will, das Selbstbewußtsein der Malerei als ein Medium, das anderen nichts schuldig blieb, leistete wiederum einer sich steigenden Interpretation Vorschub. Die Wechselwirkung liegt auf der Hand: Was kann ein schlichtes, mit Ölfarbe bedecktes Stück Leinwand in einer, wie McLuhan sagte, vom Buchdruck gestifteten Öffentlichkeit ausrichten, in der selbst die teleelektronischen oder sonstwie visuellen Medien eine noch immer sukzessive, dem Lesen nachgeformte Wahrnehmung in Anspruch nehmen? Sehen ist eine Übung, die selbst die visuellen Medien, wenn überhaupt, erst allmählich erfordern. Das Stück mit Ölfarbe bedeckte Leinwand oder andere, auf ihre Eigenständigkeit pochende ästhetische Objekte müßten demnach ein Anachronismus sein oder eine zu knackende Nuß. Schließlich hängen oder stehen sie in Museen und ihre Anschaffung hat, wie man von Zeit zu Zeit erfährt, beträchtliche Summen gekostet. Die Binsenwahrheit will, daß solche Summen und die

Interpretationen eng verflochten sind; nur schließen vulgärmaterialistische Erklärungen dieses Schlages zu kurz. Das Hörensagen, in Form von Interpretation, Kommentar oder Exegese, muß anderen Gründen folgen.

Es sieht so aus, als sollte die Provokation, etwas sei ein Bild und nichts weiter, dadurch unwirksam gemacht werden, daß man sie, im Doppelsinn des Wortes, bespricht. Nicht jeder weiß auf Anhieb, wer jener Pierre Menard des Jorge Luis Borges sein soll, von dem die Rede war. Es handelt sich um eine Parabel. Ihr nachzugehen besagt mehr über das neue Hörensagen als direkte Zitate aus Kunstkritiken, Ausstellungskatalogen oder kunstwissenschaftlicher Poesie. Pierre Menard ist eine von Borges erfundene Figur, mit falschen Sachangaben, einer Bibliographie zum Beispiel, der einleuchtenden Fiktion nach ein nachsymbolistischer Schriftsteller. Er wollte einen Quijote verfassen, nicht einen anderen Quijote, sondern *den* Quijote. Er geht, nach langen Überlegungen und zeitgeschichtlichen Studien, ans Werk und bringt tatsächlich ein Fragment zustande. Und damit beginnt, von seiten des Erzählers Borges, eine Perfidie. Er findet den Quijote von Menard ungleich subtiler als den von Cervantes. "Dieser stellt auf plumpe Art zu den ritterlichen Phantasieprodukten die armselige Provinzwirklichkeit seiner Heimat in Gegensatz: Menard erwähnt als 'Wirklichkeit' das Ursprungsland Carmens im Jahrhundert Lopes und Lepantos. Zu welchen Spanioladen hätte diese Wahl nicht Maurice Barres oder den Doktor Rodriguez Larreta beflügelt! Menard entgeht ihnen mit größter Selbstverständlichkeit. In seinem Werk gibt es weder Zigeuner noch Conquistadoren noch Mystiker, noch Philipp den Zweiten noch Autodafés. Er nimmt keine Rücksicht auf die Lokalfarbe oder verbannt sie." Die Pointe ist grausam: Menards Text, von Borges zitiert, entspricht Wort für Wort und an der entsprechenden Stelle dem Text von Cervantes. Aber Borges, der nicht nur Menard erfunden hat, macht mit seinen Kommentaren aus der Interpretation eine Farce.

Über die Kommentarbedürftigkeit der bildenden Künste haben sich Toren und Weise ihre Gedanken gemacht. Mittlerweile hat sich ein neuer Aspekt ergeben. Das Gleichartige, dem Einmaliges abgewonnen wird, ist auch in der Kunstwelt heimisch geworden. Das Hörensagen begleitet nicht mehr die gemalten Bilder, die Performances oder die Videostreifen, es hält sie in Atem. Denn das Frugale der Bildwerke läd zu Auslegungen geradezu ein, die nunmehr darauf abzielen, allgemeine Bedürfnisse oder Projektionen im Gemalten abzulagern. Woher solche Bedürfnisse stammen, versteht sich von selbst; aus den Erzeugnissen anderer Medien, die als das wahre Leben zu gelten pflegen. Kein Wunder, wenn die Malerei, die ihnen nichts entgegensetzen hat als ein paar Farben auf einem Stück Leinwand, dem Hörensagen nachgibt, wobei sich dieses Hörensagen, anders als das an Ort und Stelle gebundene Kunstwerk, über die Massenmedien ohne weiteres ausbreiten kann. Die Nachricht, hat Karl Kraus gesagt, ist das Ereignis. Man kann den Satz mit einer Kehre abwandeln. Die Malerei, die einst aufs radikalste dem Hörensagen die Stirn geboten hat, geriet ins Hintertreffen, als sie das indirekte Hörensagen, so wie es nicht mehr im Bild, sondern neben oder vor dem Bild aufkam, abweisen wollte. Auf diese Weise bleibt in zunehmendem Maß dem Wort zum Bild die Entscheidung überlassen, Farben auf einem Stück Leinwand, Würfel aus Kistenholz oder welche Gegenstände man

nennen will, als Kunst zu legitimieren: wenn sich nicht, konsequenter, das Wort selber als Kunst darstellt und die paar Bilder oder Objekte, auf die es zur Not sogar verzichten könnte, nur noch als Beweismittel seiner eigenen Existenz zur Schau trägt.

In den zwanziger Jahren gab es in Moskau ein Gedicht, das von Mund zu Mund ging: »Grenada« von Michail Swetlow. Grenada ist ein Städtchen in Spanien. Der Held des Gedichts singt das Lied "Grenada, Grenada, Grenada moya" ("Mein Grenada"), aber plötzlich bekommt er eine Kugel in die Stirn, so daß er das Wort Grenada nicht zu Ende sprechen kann und nur "Grena ..." sagt und stirbt. Nazim Hikmet, der die Worte des Gedichts nicht verstand, wandte den Kunstgriff, die Hälfte des Worts wegzulassen, in seinen damals geschriebenen Gedichten »Trauerweide« und »Kaspisches Meer« an. Viel später, 1952, als wir über diese Gedichte sprachen, sagte Nazim: "In diesem Gedicht gibt es eine noch nicht explodierte Handgranate, die gleich explodieren wird, und in meinen Gedichten gibt es ein noch nicht versunkenes Ruderboot, das gleich versinken wird, und ein Pferd, das gleich fallen wird." — "Wovon reden Sie, Meister? Was für eine Handgranate?" sagten wir. — "Ist Granate nicht Handgranate?" — "Ja, Handgranate, aber im Gedicht heißt es nicht 'Granata', sondern 'Grenada', also ein Städtchen in Spanien." — "Aber nein! Verflucht noch mal, aber was soll's, ich hatte es so verstanden. Es ist schon geschrieben."

Ekber Babaev

(Und im übrigen heißt die Stadt in Spanien gar nicht "Grenada", sondern Granada, und das wiederum bedeutet durchaus auch Granate. D.Red.)

Matthias Brandes

Wie man Bilder am Schwanz packt

Kunst und Eva und die Zukunft und das Automobil und die Lebensmittel und der Sport

Das Museum als paradoxe Institution

Um ein Bild zu verstehen, so meinte Paul Klee, brauche man einen Stuhl. Bezeichnenderweise gibt es in Kunstmuseen wenig Sitzgelegenheiten. Sie würden auch wenig nützen, wenn der Museumsbesuch so massenhaft erfolgte, wie sich das Kulturpolitiker immer wünschen. Das Kunstmuseum ist eine paradoxe Institution: Entstanden, einem zahlreichen Publikum den Zugang zur Bildenden Kunst zu ermöglichen, verhindert es diesen in dem Maße, wie ihm das gelingt. Musik, Tanz, Theater, Film und Literatur, jede Kunst auf ihre Weise, brauchen den Publikumsersfolg. Jedoch die Bildenden Künste, insbesondere die Tafelmalerei, können zwar populär sein, ihre einzelnen Werke aber zeigen ein eigenartiges Doppelleben. Es bleibt verborgen, solange man sich für die Bildbetrachtung nicht die Zeit nimmt, die man noch für das dümmste Ratespiel im Fernsehen übrig hat.

Wenn auch bestimmte Kunstgattungen für ihre Rezeption kollektive Ereignisse brauchen, bleibt doch das Verständnis von Kunst immer eine private Angelegenheit. Erleichtert wird es durch Wiederholbarkeit und Reproduzierbarkeit aller Künste - mit Ausnahme der Malerei. Denn auch die perfekteste Vierfarb-Kupferdruck-Reproduktion kann das Original eines Rembrandts nicht ersetzen. Sie kann aber helfen, daß man sich für das Bild interessiert, sich mit ihm beschäftigt, sich an es erinnert.

Sie bewirkt jedoch auch das Gegenteil: Auf sein Emblem reduziert, fungiert das Original dann nur noch als Beleg für die Authentizität seiner Reproduktion. Der ei-

gentliche Kunstgenuß erschöpft sich im Wiedererkennen. Man kennt das bereits aus der Reisebranche: Die Leute sollen und wollen genau das sehen, was ihnen der bunte Reiseprospekt versprochen hat. Der Kontakt mit dem Original, ob Las Palmas oder Las Meninas, wird zum Ausweis eines käuflichen Privilegs: Der Tourist oder Museumsbesucher kann hinterher Realitätskenntnis aus eigener Hand geltend machen. Das Bedürfnis danach füllt Charterflugzeuge und Museen. Daß die Tourismusbranche die Landschaften selber produziert, die sie von Touristen entdecken läßt, ist bekannt. Vieles deutet darauf hin, daß auch die Bildende Kunst zunehmend Produkt ihrer Vermittler wird.

Dem kommen Bilder durch eine Eigenschaft entgegen, die sie von anderen Kunstwerken unterscheidet: Die Dauer ihrer Rezeption ist zeitlich absolut unbestimmt. Die Aufnahmefähigkeit des Gesichtssinns ist erstaunlich. Vor ein paar Jahren erregte eine Werbemethode Aufsehen, bei der während eines laufenden Spielfilms im Kino für Bruchteile von Sekunden, im Extremfall eine vierundzwanzigstel Sekunde, das Bild eines Produktes eingeblendet wurde. Ohne daß der Betrachter es bewußt wahrgenommen hatte, löste es in ihm eine vorprogrammierte Reaktion aus. Dafür eignen sich natürlich nur Bilder mit einer bestimmten Prägnanz, das heißt einem der kulturellen Situation des Betrachters angemessenen Appellcharakter. Für komplexere Bildwerke, wie es Tafelbilder sein sollten, mögen Sekundenbruchteile zu wenig sein. Aber nie-

mand kann sagen, wieviel Zeit minimal notwendig ist, damit ein Betrachter glauben kann, er habe die Gioconda gesehen, zumal ihm ihre Erscheinung ebenso bekannt sein dürfte wie die einer Coca-Cola-Flasche. Sagen wir, es reicht ein einziger Blick.

Die Dramaturgie moderner Kunstausstellungen, falls überhaupt vorhanden, beschäftigt sich mit der Anordnung von Einzelblicken. Nicht zufällig haben Kunsthistoriker die Kunst überwiegend anhand von Diapositiven kennengelernt. Dreihundert Exponate muß heutzutage eine Kunstausstellung mindestens bieten, um überregional beachtet zu werden. Und relevante staatliche Zuschüsse gibt es nur, wenn sie sich durch hohe Besucherzahlen und Standortwerbung legitimieren. Der Erkenntnisgewinn solcher Ausstellungen aber kann nicht höher sein als der einer Bibliotheksbesichtigung mit zweistündiger Lektüre von Buchtiteln.

Vom Kunsthistoriker zum Oberlehrer

Doch Kunstausstellungen haben noch eine weitere Eigenschaft: Schon zwei Bilder nebeneinander gehängt, beeinflussen einander. "Ein gutes Bild mitten unter lauter schlechten Bildern wird ein schlechtes Bild. Und ein schlechtes Bild unter guten Bildern wird ein gutes Bild", meinte Picasso. Selbst mehrere Bilder von einem Künstler können sich gegenseitig auf- oder abwerten. Ausstellungen von Emilio Vedova oder Willem de Kooning beispielsweise stumpfen den Betrachter ab, vierzig Bilder von Giorgio Morandi in einem Raum können langweilen, doch jedes einzelne Bild dieser Künstler für sich genommen kann das genaue Gegenteil bewirken. Da man aber nicht für jedes Meisterwerk eine weißgetünchte Kapelle bauen kann, hat man weiträumige Museen geschaffen. Man stelle sich jedoch vor, anstelle der Bilder hänge alle fünf Meter ein Lautsprecher, aus dem jeweils eine andere Musik tönt. Es versteht sich, daß es kein Musikmuseum geben kann.

Die Hängung von Bildern, ob nach chronologisch-historischen, geografisch-historischen oder monografischen Kriterien, illustriert immer auch ein bestimmtes kunsttheoretisches Verständnis. Bilder werden dann zu Belegen für Kunstgeschichte. Das kann sehr nützlich sein, doch gerät dies zur Aufdringlichkeit, sobald der Kunsthistoriker zum Oberlehrer mutiert und die Didaktik das Bild ersetzt.

Die Malerei, gebunden an Materialität der Unikate, zeigt sich jedoch allen Versuchen der Vermittlung gegenüber sperrig. Ihr Charakter ist stets von Doppeldeutigkeiten geprägt gewesen, als da sind: Fläche/Figur, Abbild/Symbol, Raum/Struktur, Farbe/Form, Zeichen/Material etc. Jede Vermittlung ist fast immer mit dem Versuch verbunden, diese Komplexität zu mindern, die Mehrdeutigkeit in Eindeutigkeit aufzulösen. Demgegenüber schreibt Hans Platschek (Debatte 1/86): "Das Hören kann man nicht hören, hat Marcel Duchamp gesagt, das Betrachten aber sehen. Dem ersten, unschuldigen Blick nämlich, folgt der zweite, der sich anschickt, die Auswirkungen des ersten zu bewerten, worauf ein dritter Blick den Gegenstand, das Bild also, und die Wahrnehmungsweisen mit ihren Gegenläufen abermals der Reflexion aussetzt."

Es kommt aber vor, daß ein Einzelstück gar nicht eine solche Komplexität besitzt, die mehrere Blicke lohnte. Vielmehr läßt sich zeigen, daß moderne Künstler paßgenau für ihre Vermarktung durch Museen/Ausstellungen, Katalog- und Kalenderabbildungen, Fernsehen und Kunstliteratur produzieren. Es versteht sich, daß diese Bilder, die visuelle Erstschlagskapazitäten besitzen, sein müssen. Der Maler Georg Baselitz beispielsweise malt simple Motive, die auf dem Kopf stehen. Ein solches Bild wirkt auf den ersten Blick zunächst abstrakt. Doch haben Kunststudenten schon im Anfangssemester gelernt: Auf den Kopf gestellt, tritt ein Motiv zurück, und die Struktur der Malerei kann besser beurteilt werden. Dank Baselitz weiß dies inzwischen auch das Publikum, und Neues kann der Trick nicht mehr bieten. Geblieben ist das Aha-Erlebnis, einen

Baselitz von einem anderen Meister unterschieden zu haben. Dafür reicht ein einziger Blick. Auch ist das Publikum inzwischen Provokationen gewöhnt, ja fordert sie geradezu. Dem Museum wird dabei die notwendige Autorität zugesprochen, den Kunstcharakter zu garantieren. Es verleiht den neuesten Offerten auf dem Markt das begehrte staatliche Gütesiegel, ohne das sie sich auf Dauer nicht durchsetzen können.

Kopfstände

Kunst unterscheidet sich aber gemeinhin von Taschenspielertricks durch Tiefsinn. Diesen nachzureichen, bemüht sich die Kunstliteratur: "Vorden Bildern von Baselitz verschränken sich zwei verschiedene Wahrnehmungen, die der Bilder und ihrer Umgebung, schieben sich zwei Realitätsebenen ineinander, bilden eine Einheit und fallen wieder auseinander. Wir müssen uns zwingen, sie voneinander zu trennen und beginnen dabei, uns mehr und mehr auf die Entzifferung der Bildgegenstände einzulassen. Und plötzlich sind die Motive, die Baselitz gemalt und scheinbar so sehr ins Abstrakte getrickt hat, in einer geradezu verwirrenden Weise präsent, daß wir ein paar Augenblicke brauchen uns danach wieder in der 'normalen' Welt zurechtzufinden." Nach langem Kopfstand braucht es seine Zeit, bis der Autor seine Sinne wieder beisammen hat. Die Reproduktion im dicken Kunstkatalog erweist sich hier als sehr hilfreich, man dreht sie auf den Kopf und erspart sich Akrobatik.

Ralf Winkler, alias A.R. Penck, malt Strichmännchen auf Drei-Meter-Formate. Man kann sie bequem zu Hause in der Katalogabbildung entziffern. Auch hier muß als Zutat serviert werden, was dem Hauptgericht mangelt: "Penck entwickelt seine *Haltung* zeichnend durch eine präzise Beobachtung seines unmittelbaren Lebensraumes und einer intensiven Auseinandersetzung vor allem mit Rembrandt, van Gogh, den Impressionisten und Picasso", nimmt also nur vom Feinsten, "während sich sein *Stil* durch Analyse gesellschaftli-

cher Phänomene auf der Grundlage der Beschäftigung mit Philosophie (besonders Erkenntnistheorie), Physik, Mathematik, Kybernetik und vor allem, innerhalb dieser, mit den Disziplinen Informations-, System- und Spieltheorie bildete." Leider hat er die Ästhetik ausgelassen. Das ist wie bei der Kochkunst: Manch einer löst nebenbei Kreuzworträtsel und läßt den Braten anbrennen.

Bleibt das Problem jener Bilder, die Paul Klee meinte und malte. Kulturpolitiker und Kulturhistoriker, die es gut meinen mit dem Volke, schon um des eigenen Ansehens willen, beklagten seit langem, daß der Kreis der Kenner immer noch ein kleiner ist. Die Leute bevorzugen in der Regel Quizsendungen oder die Sportschau, denn dort finden alle Fragen ihre Antwort. Also wird der Brechtsche Feststellung: "Selbst der nur ißt, arbeitet: zerschneidet Fleisch, führt den Bissen zum Mund, kaut. Den Kunstgenuß kann man nicht billiger haben", mit Fast-food-Rezepten begegnet. Diese heißen »Eva und die Zukunft«, »Das Automobil in der Kunst«, »Kunst und Sport«, »Kunst als Lebensmittel«, und wahrscheinlich werden auch Spielmann und Grzimek demnächst eine Kunstausstellung präsentieren. Denn über gewisse Themen läßt sich leichter reden als über Kunst, der zudem von linken Leuten vorgeworfen wird, sie sei Wirklichkeitsform und hätte mit dem, was sie für den Alltag der arbeitenden Menschen halten, zu wenig zu tun.

Noch vor zehn Jahren gab es Rote Zellen an Kunsthochschulen, die deshalb die Kunst der Vergangenheit mit wenigen Ausnahmen ablehnten und eine neue Kunst der Arbeiter propagierten. Außer für wenige, wie den Maler Jörg Immendorf, der inzwischen zu den bestbezahlten auf dem Markt gehört, hat diese Einstellung nichts eingebracht. Gemäßigtere Kräfte, Kunsthistoriker zumeist, entdeckten dann doch zunehmend mehr Material, welches mit den "Alltagserfahrungen" eines künstlerisch nicht gebildeten Publikums verbunden werden konnte. Überall sahen sie Spuren des täglichen Lebens in noch so mythologischen und esoterischen

Werken. Kunstgeschichte konnte auch kultursoziologisch entschlüsselt werden. Die Museen wurden zu archäologischen Fundgruben für die Sozialgeschichte der Neuzeit. Allerweltserfahrungen von frischgebackenen Akademikern sollten anstelle einer als bürgerlich entlarvten Ästhetik Parameter für Kunstbetrachtung werden. Hinzu kam, daß die ästhetische Theorie traditionell ein Stiefkind des Marxismus war. Kurzum, es nisteten sich bei 'fortschrittlich' fühlenden Kunstwissenschaftlern Theorien ein, die in ihrer klassischen Fassung schon den General Schdanow als Ästhetiker berühmt gemacht hatten.

Ein aktuelles Beispiel

»Eva und die Zukunft« hat hierzu neue Maßstäbe gesetzt. Die Ausstellung bot mit 374 Exponaten genügend Stichworte für jederlei Gesinnung von Publikum und Journalist(innen). Die Presse hatte ein hübsches Material. Der »Stern« widmete Eva eine Titelstory (und zwei Wochen später Adam, alias Arnold Schwarzenegger). »Bild« lockte mit "den schönsten Frauen der Welt" und selbst »konkret« verspricht, daß "männlicher Voyeurismus gut bedient wird". Auch mit Kunst konnte bewiesen werden: Am besten funktioniert eine Show, wenn schöne Frauen gezeigt werden. Das Publikum scheute keine Anstrengung, keine Warteschlangen, kein Gedränge und Geschiebe vor den Bildern, keine Hitze und schlechte Luft — ein nicht endenwollender Parcours.

Die Initiatoren dieses Projekts hatten aber weit mehr im Sinn als ein Massenvergnügen. Sie wollten offensichtlich auch kunsttheoretisch einen Meilenstein setzen. Allzusehnell kommt nämlich der Betrachter, falls er intensiv zu betrachten weiß, an den Rand vorgegebener Themen und darüber hinaus. Manch einer mag auch schlicht ratlos bleiben. Um beides zu verhindern, muß mit dicken Katalogwerken nachgeholfen werden. Der Ko-Autor dieses Projekts gibt gleich in seinem ersten Katalogtext die Richtung an: In Picas-

sos »Desmoiselles d'Avignon«, bekanntlich eine Bordellszene, findet er den "Ausdruck von Zerstörungen ... die das Gewerbe an den Frauen bewirkt und die zugleich durch die Übertragung von Geschlechtskrankheiten bewirkt werden können." Doch da, wer Friedenstauben zeichnet, wohl auch Frauenfreund sein muß, "geben die (Picassoschen) Abstraktionen den Frauen eine raue Kraft zum Widerstand, machen sie zu Kämpferinnen, die fähig erscheinen, ihr Los zu verändern, eine Welt der befreiten Lust zu erobern."

Die einzelnen Stufen dieses Kampfes sollen ikonografisch belegt werden: Noch bei John Heartfields Fotomontage »Für Brot und Freiheit« "steht die Bäuerin ... deutlich hinter dem Mann". Dagegen sind in dem Monument »Arbeiter und Kolchosbäuerin« von Wera Muchina "der Industriearbeiter mit dem Hammer und die Landarbeiterin gleichrangige und gleichwertige Figuren. Die Sichel der Kolchosbäuerin übertagt sogar den Hammer", was bei dem bekannten Emblem eigentlich immer der Fall ist. "Allerdings", wahrscheinlich weil auch im Sozialismus noch einiges zu tun bleibt, "zeigt die Schauseite des Monumentes den Arbeiter vor der Frau". Ein Monument hat jedoch immer mehrere Seiten. Endlich "räumlich und damit körperlich und geistig auf einer Ebene mit dem Mann" ist die Frau in Willi Sittes »Familie am Meer« dargestellt und zeigt, diesmal kommentiert von der Mutter der Eva-Show: "Sittes Optimismus ist der des Proletariats, das in der Weiterentwicklung der sozialistischen Gesellschaft seine gesicherte Zukunft sieht."

"Kein Künstler, zumal kein zeitgenössischer unserer kapitalistischen Hemisphäre traut dem schönen Schein", schreibt sie zu Beginn ihrer Interpretation von Sittes Bild. Lassen wir das lieber ungeprüft, auf unsere Kunsthistorikerin im kapitalistischen Hamburg trifft das offensichtlich nicht zu. Sich selbst dem Zwang unterwerfend, in Hunderten von Bildern zu gründen, muß stets die eigene Gesinnung wiederzufinden, bemüht sich ihre Wissenschaft vor allem, Unsichtbares zu beschreiben.

Deutungen und Hotelgewerbe

Bei der Deutung der Radierung »Das karge Mahl« von Picasso liest sich das so: "Wenn man bedenkt, daß der Druck zur ursprünglichen Zeichnung seitenverkehrt ist, würden die gespreizten Finger der Rechten des Mannes und der Linken der Frau auf das Herz derselben deuten." Schön wär's, wenn die ideologischen Fingerzeige vom Maler selber stammten. Aber erstens wußte Picasso, daß man bei einer Radierung seitenverkehrt auf die Platte zeichnen muß, zweitens wäre es dann die Linke des Mannes und die Rechte der Frau, die da deuteten, und drittens deuteten diese auch dann nur auf den *Musculus pectoralis minor* und nicht das Herz, das, Frau Doktor, doch bekanntlich ganz woanders sitzt. Aber Kunstgeschichte mit Herz ist weiblich. Es ist ja das "Lebenszentrum der Frau ...", das sonst aus männlichem Blickwinkel stets ihr Schoß ist." Auguste Rodin hat ihn im Detail gezeichnet, und wieder sieht unsere fortschrittliche Autorin Deutungsbedarf: Die Zeichnung »Weiblicher Schoß« drücke "jenseits der absoluten Verfügbarkeit der Frau und ihres Körpers durch den Mann in der Beschwingtheit der Bewegung, die die gezeichneten Schraffuren wiederholen, eine vitale Lebensfreude und Lust ... aus, die das Modell mit dem Beobachter Rodin sichtlich geteilt haben muß." Die Autorin sieht etwas, was ich nicht sehe. Auf der Suche nach dem wahren Leben hinter den Bildern muß die eigene Phantasie oft dort aushelfen, wo der Tatsachenbeweis notwendigerweise dürrig ausfällt: "... der entblößte Busen des Mädchens deutet an, daß die Defloration längst stattgefunden hat", mutmaßt sie bei einem Bild von Antoine Wiertz. Bei Anita Rees »Weibliches Brustbild« dagegen: "Farbe und Form des Fruchtfleisches (der Kakteenblüten im Hintergrund) lassen analog zu den Brüsten an Fruchtbarkeit denken, ebenso wie die Kakteen die Form des Phallus wiedergeben", der als "stacheliges Wesen" in einem Bild von Ina Barfuß wieder auftaucht und an "einen sexuellen Mißbrauch denken läßt".

Daß Malerei zum Rohrschach-Test für die Psyche von Kunsthistoriker(inne)n werden kann, ist allerdings nur eine Begleiterscheinung, die hier besonders zu würdigen war, weil sie das Scheitern des immer wieder unternommenen Versuchs offenbart, zum bürgerlichen Kunstbetrieb Alternativen zu setzen. Der Betrieb weiß allerlei Anregungen zu schätzen, wenn auch nicht zu erwarten ist, daß er dauerhaft unfreiwillige Satire fördern wird. Die Richtung aber stimmt, denn es ist erkannt worden, daß Kultur ein Wirtschaftsfaktor ist, der nicht nur auf das Repräsentationsbedürfnis einiger weniger gutbetuchter Sammler baut, sondern zunehmend mit dem Kleingeld des selbstbewußt auftretenden Kleinbürgertums rechnen kann.

Das neue Konzept kommt, wie so oft, aus den USA und nennt sich »Blockbusters«. Darunter versteht man mit Werbekampagnen hochgepuschte Kunstausstellungen, die auch diejenigen anlocken, die traditionell mit Kunst wenig im Sinn haben. Der absolute Welterfolg waren die »Schätze des Tutanchamun«. Allein in San Francisco wurden 1 360 000 Eintrittskarten verkauft. In der Bundesrepublik führte bereits ein Zehntel dieses Besucherandrangs zu fast zweistündigen Warteschlangen. In jedem Fall war stets die Hotel- und Reisebranche mit von der Partie. Aber auch die Themenausstellungen, von mit den Massen sympathisierenden und für deren Emanzipation auch die Kunst bemühenden Leuten erfunden, erweisen sich als Kassenschlager.

Die Einzelblick-Ästhetik, latente Schwäche aller Kunstmuseen, gehandhabt von Zeitgenossen, die begriffen haben, daß nur das Business die Show zur solchen macht und umgekehrt, hat zu einer 'Demokratisierung' der Bild-Kunst geführt, von der ein Paul Klee nicht einmal zu träumen wagte. Der aktuelle Künstler wird zum Popstar, das Meisterwerk tritt an die Stelle der Schwarzen Madonna, und schließlich kommen die Besucher dank der bunten Mixtur nicht auf Gedanken.

Karl Heinz Scherfling

Erste Hilfe

I
Die Künstlervereinigung Erste Hilfe, Köln, stellte aus. Ich hin. Danach hatte ich es einige Tage schwer. War das moderne Kunst? - und die ist so?

Ich bin Laie. Keine Ahnung von bildender Kunst. Nein, viel schlimmer: halbgebildet. Von mir aus auch viertel-, achtegelbete. Wie ihr wollt. Also das Unterste.

Beim Anhören von Versen des todessüchtigen Bann hat Brecht auf Arbeitergesichtern einen Ausdruck gesehen, der nicht dem Versbau galt und kostbarer war als das Lächeln der Mona Lisa.

Ich bin nicht im Stand jener glücklichen Unschuld. Von vornherein nehme ich moderne Kunst ernst. Und als bei der Ausstellungsbesichtigung ein Gelächter in mir randalierte, ließ ich es selbstverständlich nicht heraus. - Mit den Aufräumarbeiten bin ich jetzt noch beschäftigt.

Als Achtjähriger habe ich das erste Mal vor gemalten Bildern gestanden. Das kam so. Meine Grundschule guckte dem Dahlemer Museum (Berlin West) auf den hinteren Teil. In den fünfziger Jahren schlossen sich Mütter zum Baden ein und hängten ein Handtuch vors Schlüsselloch. Wir Jungen wußten ums Verrecken nicht, wie nackte Weiber aussehen.

Irgendeiner von uns hatte spitz gekriegt, daß da im Museum Bilder hingen... Wir zählten ab, und wer übrig blieb, mußte die Gemäldeabteilung stürmen. Augenblicklich schwärmten die kriegsinvaliden Wärter aus, griffen ihn und führten ihn ab. (Damals waren Gemälde erst ab sechzehn.) In der Zeit sind wir anderen rein und haben uns die Rubensweiber reingezogen. Junge, Junge, waren das Eindrücke! - unvergessen.

In der Pubertät konnte ich die Hände nicht ruhig halten und habe, angeregt durch den Kunstunterricht in der Schule, wie verrückt gemalt. Mit der ersten Freundin verlor sich das.

Mein Kunsthistorikerstudium fing um neun Uhr an. Der Wecker war kaputt. Aber dann hätte mich die Malerei beinahe doch noch eingeholt. Leider mochte ich die Bilder nicht. Mir wurde erklärt, das sei verständlich, sie seien ausdrücklich für Arbeiter gemalt worden. Und die? Mochten die die Bilder? - Ich hatte den Eindruck, sie verhielten sich vor den Bildern wie Käfer, wenn Gefahr droht. Sie hielten still.

Und jetzt der Tiefstand meines Laientums. Vor zwei Jahren habe ich die Nationalgalerie in Berlin besucht. Und da hat ein kleines Bild einen Eindruck bei mir hinterlassen. Der Maler? Jetzt kommts: Spitzweg. Was drauf ist auf dem Bild? - Ein stürmischer Himmel, bunt gepunktet, Stoppelfeld mit klitzekleinen Kindern, im Hintergrund die Stadtmauer. (Kinder lassen Drachen steigen.)

Ja ist denn das keine Kunst, wenn du im Museum, wo die Luft so langweilig

ist, daß dir die Spucke wegbleibt, auf ein farbiges Rechteck guckst und plötzlich das Gefühl kriegst, dir flöge das Haar ums Haupt und der Atem ströme freier in die Lungen? Das macht das Bild, man kann nur staunen.

Wenn mir allerdings einer sagte, ein Stück Literatur habe auf ihn die nämliche Wirkung gehabt, würde ich ihm, weil ich mich auskenne, antworten, den Effekt könne er auch mit einem Fön und zwei Pfefferminzpastillen hervorrufen...

Sonst ist mir noch aufgefallen, daß Bilder des Expressionismus Rahmen haben, was ich nicht verstehe, und Plastiken immer gestellt wirken.

II

Ich weiß bis auf den heutigen Tag nicht, wie Ausstellungen eröffnet werden. Ich komme zu spät, nur zehn Minuten. Alles zu spät. Die Besucher stehen in Gruppen beieinander, trinken abwechselnd Sekt und plaudern. Ich staune nicht schlecht. Das sind mir Kenner! Die müssen ruckzuck die Exponate nach Eindrücken abgegrast haben. Jetzt sind sie im Bilde und schon mittendrin im gemüthlichen Teil des Abends.

Und ich? - von Kopf bis Fuß auf Sehen eingestellt. Peinigend die Vorstellung, meine unfachmännisch großen Augen könnten von jemandem bemerkt werden. Ich bin doch nicht blöd. Der Kenner ist kritisch. Und das kritische Auge verkniffen. Und ich habe Augen so groß wie Teetassen. Oh ja, ich bin an einem neuen Strand, von dem der Dichter sagt, er sei deshalb so grauenerregend, weil man nicht wüßte, wen man anbrüllen dürfe und vor wen man den Hut ziehen müsse.

Also gehe ich strebig durch den Raum, obwohl ich kein Ziel habe. (Das macht den Eindruck, als habe man etwas zu suchen an jener Stätte.) Ich umkurve rechts eine Kennergruppe und ... fliege beinahe über eine Palette, die auf dem Boden liegt. Darauf: stapelweise Barren wie aus Gold, darauf wieder, unregelmäßig verteilt, runtergeschliffene Schlachtermesser in beschränkter Anzahl. - Wie lange betrachtet man ein solches Exponat, ohne als Idiot der Familie ausgemacht zu werden? Ich einige mich mit mir auf 3 mal 21, 22, 23 ... dann weiter bis zur gegenüberliegenden Wand. Dort hängt in Kopfhöhe eine riesige Neonlampe, ich hasse, hasse Neonlicht.

Ich ziehe mich an den Tresen zurück, bestelle Sekt und lasse meinen Blick noch einmal unauffällig durch den Raum gleiten. Was übersehen? Richtig. An der einen Wand hängt ein schwarzes mannshohes Rechteck.

Wie ich so dastehe mit dem Glas Sekt in der Hand, bin ich nicht mehr zu unterscheiden von den anderen. Obwohl, man muß vorsichtig sein. Es gibt kleine, unscheinbare Signale, die einen als zugehörig ausweisen. Zum Beispiel ich kann einem an der Hose und der besonderen Art seiner Verzweiflung ansehen, ob er vom Theater ist.

Assoziationen suchen mich heim, vom Namen der Künstlervereinigung (Erste Hilfe) komme ich auf die Rote. - Sind die Schlachtermesser auf den Barren Gesellschaftskritik? - ökonomischer Kampf bis auf dieselben? - zu blöd! - oder? - und das schwarze Rechteck? - eine Parodie auf die Ölbilder. Bilder in Öl. Sardinien. Das geölte Haar der Tangotänzer. Ich wollte mir immer schon mal eine Platte kaufen...

Sagt mal, wer ist eigentlich auf die schwachsinnige Idee gekommen, Kunstwerke müßten Raum für eigene Assoziationen lassen? Ich verbitte mir das. Ich

gehe nicht extra wohin, damit ich dort zu ähnlichen Einfällen angeregt werde wie am Sonntagnachmittag in der Küche, wenn ich auf den Heizkörper starre. Ich will nicht angeregt, gereinigt, noch belehrt werden. "Wissen Sie, das Buch hat mir was gegeben." Hoffentlich den Rest.

Ich formuliere widerrufen: Kunst ist wie das Leben, nur absolut ungefährlich. Du kannst ruhig deine Nase in einen Western stecken, sie wird dir nicht abgeschossen. Obwohl, neulich bin ich knapp an einer Gehirnerschütterung vorbeigeschrammt. Da stand doch in einem Roman der Satz drin: Mit stumpfsinniger Gier verschlang er sein Hack. Mag ja wahr sein, daß ein Hund so tut. Aber der Autor schreibt leider, wie der Hund frißt. Und das ist garantiert keine Kunst.

Weiter. Ich stehe immer noch am Tresen mit dem Glas Sekt in der Hand. Das Neonlicht macht mich fertig. Ich habe das Gefühl, schief im Raum zu hängen. Wenn ich die Augen schließe, bleibt mein Kopf trotzdem ausgeleuchtet wie ein Fernsehstudio. Mein Albtraum: Ich bin tot, und das Licht geht nicht aus.

Ich stürze aus dem Ausstellungsraum ins vermeintlich Freie. Wenn Freud glaubte, die Kunst sei ein mild wirkendes Narkotikum gegen die Unbilden der Wirklichkeit, hier draußen weiß ich, es ist genau umgekehrt: Holder Autolärm umschmeichelt mein Ohr. Der golden angestrahlte Kölner Dom beruhigt meine gepeitschten Nerven; die Menschen, die nicht links noch rechts guckend ihrem Feierabendvergnügen nachgehen, alles sehe ich mit Wohlwollen. Ich hätte nicht übel Lust, in den Ausstellungsraum zurückzulaufen und hineinzubrüllen: Was soll das?! - Nein, ich weiß es besser. Ich werde brüllen: Wem nutzt es?! Aber wie immer tue ich gar nichts. Mein Gerechtigkeitsgefühl ist zwar voll entwickelt, mein Mut aber harmlos.

Schließlich: Zorn vorbei, Erleichterung vorbei, übrig bleibt das Gefühl, daß mir unrecht getan wurde. Moderne Kunst als Rausschmeißer. Und nicht irgend ein piefiger Spießler zog heulend ab, sondern ich. Ja, Mensch, haben nicht seinerzeit Mutti, Omi, Tante Elisabeth und Onkel Helmuth auch so vorm Expressionismus versagt?

III

Ich bin mit A. verabredet. Er hat mit der Ersten Hilfe ausgestellt. Die gibt es nun vierzehn Tage nach der Ausstellungseröffnung nicht mehr. Künstlerkollektive haben kurze Zerfallszeiten. A. bezeichnet sich als Bildhauer. (Später werde ich sehen, daß er alles andere ist als das. Er klebt, sägt, schneidet, spritzt. Nur hauen tut er Bilder nicht mehr.)

In der Straßenbahn erzählt er mir, daß er Kunstlehrer war. "Dann ging das nicht mehr." Aha. Kann ich mir vorstellen. Aber das wars dann auch schon. Für die Mitteilung hat A. drei kurze Sätze verbraucht. Dann wird das Gespräch schwierig. Also erzähle ich von meiner Arbeit. Gelegentlich brummt er. Er ist ein netter Kerl. Ich auch. Ich kann nicht sagen, wir verstanden uns dort in der Straßenbahn. Dazu würde gehören, daß wir abwechselnd sprechen und zuhören. Ich bin mir nur sicher, daß ich spreche. Ob er zuhört?

Nach einiger Zeit spitzt sich die Situation zu. Wie kann ich dem Mann Sätze über seine Kunst herausoperieren, ohne mit der Tür ins Haus zu fallen. All meine zarten Anspielungen, Stichworte, Bekenntnisse zu Kunst und Leben bewegen ihn nicht zum Sprechen. Mein Gott, vielleicht sprechen bildende

Künstler ja nicht?! Obwohl ich durch frühere Zen-Studien belehrt bin, daß man den Meister nicht nach dem Wesen des Buddha fragt (sonst gibts was mit dem Besen), platze ich mit der verzweifelten Frage heraus, warum er das mache, was er da mache. "Ich spiele. Für mich."

Ich blase die Backen auf vor Erleichterung. Es ist gar nichts Schlimmes passiert; ich habe eine richtige Antwort bekommen. Bis ich merke, daß dieser Satz keine Nachfolgesätze zuläßt. In ihm ist schon viel von dem Schweigen, das er verbreitet. Nun gibt es nichts mehr zu sagen. Wir fahren zwar noch in derselben Straßenbahn aber nicht mehr gemeinsam.

Sein Atelier hat gerade das nicht, was ich vorausgesetzt hatte: Tageslicht. Es ist eine ehemalige Backstube auf einem Kölner Hinterhof. Das Atelier ist vollgestellt mit Kram. A. macht Licht und zieht aus einer Ecke ein großes Gebilde heraus und plazierte es in der Mitte des Raumes. Es sind sechs ineinander verschachtelte Neubautüren. Selbst zurechtgesägt. Ich stelle mir vor, die Türen seien vom Himmel gefallen und hätten sich ineinander verrammt.

Dann zeigt mir A. noch ein anderes Gebilde, das dem ersten ähnelt. (Auch Türen ineinander.) Das finde ich nicht so gut. Warum? - Keine Ahnung. Diese keine Ahnung ist leicht gesagt. Du stehst vor einem von Menschen verfertigten Ding, drehst wie verrückt an deiner Einstellung und findest keine. Du fühlst in dich hinein, ob da was reagiert, irgendein Nervenstrang, von mir aus auch Muskel. Nichts, nichts. Es ist quälend. Du weißt, da hat einer gespielt. Für sich. Und du weißt, daß für andere Objekte, die nicht grad so verschieden sind von dem, das vor deiner Nase steht, von Kunstliebhabern Unsummen ausgegeben werden und daß studierte Leute mit ihren Interpretationen dieser Objekte Bibliotheken füllen. Und eine Stimme in dir zischt, Beschluß. Und die andere sagt, weißt du noch damals, als du umgestiegen bist von Jerry Cotton auf Beckets Murphy, da hast du das Buch erstmal verkehrt rum gehalten, und als sie dir das gesagt haben und du den Roman richtig herum zu lesen versuchtest, hast du vor Scham und Wut geheult, weil du dir vorkamst wie ein Vierzjähriger, der die Schleife lernt (Und du warst doch schon stolze Sechzehn!). Und als du die Kränkungen verwunden und dich durch den Roman gebissen hattest, war er der größte.

Und du crinnerts dich, daß seinerzeit wildgewordene Kleinbürger mit Regenschirmen auf blaue Pferde losgegangen sind. Blaue Pferde! - die hält heute jeder aus. Aber vom Himmel gefallene Neubautüren? - Ich würde lügen, wenn ich behauptete, nicht einen Augenblick daran gedacht zu haben, mit dem Regenschirm wenigstens ein bißchen zu drohen.

Ich schlage in meiner Verzweiflung vor, Kunstwerke sollten wie Kinder zur Selbständigkeit erzogen werden. Jedes spricht für sich selbst. Wenn der dicke Onkel mit der Glatze fragt, na wie heißt du denn, soll es ordentlich antworten. Und wenn es nuschelt, maulfaul ist oder sich überhaupt nicht äußern kann, dann darf es sich nicht wundern, wenn er auf dem Absatz kehrt macht und geht. Es kann von dem dicken Onkel mit der Glatze nicht erwarten, daß er sich ein Hörrohr kauft oder sich in die Geheimnisse des Nuschelns einliest oder lernt, Schweigen als die höhere Form des Sprechens zu begreifen. - Oder?

Zum Schluß muß ich A. noch auf Wiedersehen sagen und die Ateliertür von außen zumachen. Wehmütig schaue ich sie an. Ob wohl Künstlers Phantasie vor ihr haltmachen wird?

Sigurd von Ingersleben

Marguerite Duras Die Unbekannte von der Seine

Man kann sich sicherlich streiten über die Werke der Duras, aber es stimmt auf jeden Fall nicht, daß "Marguerite Duras erst sehr alt, sehr krank werden mußte, um für ihre Bücher und Filme die Anerkennung zu ernten, die ihr die Kulturszene zu vor jahrzehntelang verweigert hatte", wie unlängst in *konkret* zu lesen war. Ein verräterischer Satz, nicht nur wegen der falschen Konjunktion (niemand wird krank, um Anerkennung zu ernten), sondern vor allem wegen der Behauptung, erst im Alter werde die Duras anerkannt. In Frankreich wie in Deutschland gilt Marguerite Duras seit langem als Vertreterin des *nouveau roman*, ihre Stücke und Filme wurden auch hierzulande immer wieder aufgeführt, Anerkennung wird dagegen von bestimmten Kreisen dem *nouveau roman* überhaupt verweigert. Der Schreiber oder die Schreiberin jenes Satzes meinte wohl, daß die Duras mit Veröffentlichung ihrer letzten beiden Bücher »Der Liebhaber« und »Schmerz« eine unerwartete Aktualität selbst bei denen gewonnen hat, die sie über Jahre hinweg nicht zur Kenntnis nehmen wollten.

So veröffentlichte Peter Furth 1960 im *Argument* einen vehementen Vorstoß von »Hiroshima mon amour«, dem die Gründe solcher Ablehnung exemplarisch zu entnehmen sind. Ich habe nicht vor, Furth einen 26 Jahre alten Aufsatz vorzuhalten, sondern behandle seine damalige, unversöhnliche Polemik - und das ist sie, weiß Gott - als Dokument der sich damals gerade vom Existentialismus lossagenden bundesrepublikanischen LinksinTELlektuellen. Da ist *erstens* die Rückweisung von Liebesgeschichten als künstlerisches Thema: "... die Menschen beginnen zu ahnen, wie illusionär dies Thema gegenüber den realen Drohungen geworden ist, vor denen sie sich fürchten." Deshalb war es dem Rezensenten offenbar auch verwehrt, die dargestellte Liebesepisode überhaupt

zu begreifen. Es handelt sich nämlich keineswegs um eine "Liebe im Dreieck", sondern um zwei verschiedene Lieben in ein und derselben Frau im Abstand von zehn Jahren. Es geht dabei um die Bewältigung des traumatischen Endes ihrer ersten Liebe im Zuge einer kurzen, leidenschaftlichen Liebesbeziehung in Hiroshima, anläßlich von Filmaufnahmen zehn Jahre später. Das Trauma vom erschossenen deutschen Geliebten und der eigenen Schmähung nach der Befreiung wird zum Angelpunkt des Films, hinter dem das Pathos der geschundenen Stadt Hiroshima zurücktritt. Das Leid der anderen wirkt nicht so tief wie die am eigenen Leib erfahrene Demütigung nach dem Tod des Geliebten. Gewiß ist dies eine arg rationalisierte Zusammenfassung der Durasschen "Filmnovelle", und der Film von Alain Resnais ist denn auch bedeutend subtiler und lebt von Bildern, die dem schwebenden Stil der Duras eher entsprechen. Genau daraus leitet sich der zweite Vorwurf des damaligen Rezensenten her, nämlich der eines "barbarischen Ästhetizismus". Ich verkneife mir hier weitere Zitate von anno 1960 und erinnere lediglich an W.F. Haugs "Kritik der Metaphorik des Absurden" oder Degenhardts "Zwischentöne sind nur Krampf im Klassenkampf", um die Verabsolutierung dieser Position zu verdeutlichen. Doch zurück zur gegenwärtigen Aktualität der Duras.

"Als »Der Schmerz« erschienen ist, hat jemand zu mir gesagt: »Der Schmerz« nach »Der Liebhaber« - wenn das nicht vorher eingefädelt war, wäre es ein bißchen zuviel." Ich habe das nicht gewollt", äußerte Marguerite Duras in einem Interview (*cahiers du cinema*, 1984). Beide Bücher werden von der heutigen Linken hochgeschätzt, die Rezensionen in den einschlägigen Periodika zeigen es. Das hat sicherlich zu tun mit ihrer veränderten Perspektive im Zeichen der Neorestaurations,

die sich u.a. "auszeichnet" durch die Skopsis gegenüber kollektivistischem Anspruch bei zunehmendem individuellen Karrieredenken. Es hat aber ebenso sicher auch zu tun mit dem wiedergewonnenen Wissen um die subjektive Bedeutung von Liebe und Tod als Existenzfragen, die nicht in "Beziehungskisten" verstaut bzw. auf den "Friedenskampf" beschränkbar bleiben. Das Pathos der Sachlichkeit ist nicht weniger verdächtig als das der Sentimentalität: Bei der Duras ist beides nicht zu finden.

»Der Liebhaber« frappt durch die eindringliche Schilderung einer Leidenschaft an der Grenze zur Prostitution vor dem Hintergrund des Elends der französischen "Kolonialherren" Indochinas. Den Trägern des Protestes gegen den amerikanischen Vietnamkrieg tut sich hier eine Sicht jenes Landes auf, von der sie bislang häufig wenig wußten. »Der Schmerz« dagegen bricht mit allen liebgeordneten Mythen um die Resistance und bringt außerdem die deutschen Nachkriegsgenerationen aus dem Konzept der Kollektivschuld und des Selbstmitleids. Mit diesem Thema hat sich bei uns bislang wohl nur Michael Schneider eingehender befaßt. Die Duras schildert die Abgründigkeit von Gefühlen und Verhaltensweisen jenseits der Legitimation als Widerstand und seines Pathos, das uns seinerzeit bei Camus irritierte (»Briefe an einen deutschen Freund«). Das schmerzliche aber konsequente Ende der Liebe zu einem Mann nach dessen Rettung aus dem KZ Dachau, sadistische Ausbrüche bei der Abrechnung mit einem Kollaborateur, ausgegeben als Verhör, der Wunsch, mit einem verhafteten französischen Faschisten zu schlafen - »Der Schmerz« hält sich nicht erst auf bei der Angst vor dem Beifall von der falschen Seite oder vor etwaigen neokonservativen Eingemeindungsversuchen. Marguerite Duras gibt ihre unbequemen Lebenserfahrungen mit einer Umstandslosigkeit preis, der man sich nur schwer entziehen kann.

Es wird noch zu untersuchen sein, mit welchen sprachlichen und dramaturgischen Mitteln es ihr gelingt, diese Um-

standslosigkeit herzustellen, d.h. beispielsweise nicht ins Lamentieren zu verfallen oder sich in die Kollage zu flüchten (ich denke an Plessens »Kohlhaas« und Kipphardts »Bruder Eichmann«). Die letzten beiden Bücher der Duras beruhen auf frühen, unveröffentlichten Texten, hinter denen ihre späteren (aber früher erschienenen) Bücher für meinen Geschmack zurückbleiben. Doch das Werk der Duras ist zu unterschiedlich, als daß einleuchtende Kategorien oder Begriffe zur Hand wären, mit denen es zu kennzeichnen oder einzuordnen wäre. Einem besonders penetranten Versuch, ihr solche Kategorien anzudienen, hat sich Marguerite Duras entzogen mit der Bemerkung: "Was wollen Sie mich noch fragen? Sie müssen enttäuscht sein, weil ich nichts zu sagen habe" (*Theater heute*, 1/86).

"Es hat sich etwas geändert, glaube ich. Und nicht bloß, weil ich siebzugig wurde, sondern objektiv. Ich bezweifle langsam, daß wir an die politischen Probleme heute überhaupt herankommen mit dem überlieferten Vokabular. Zur Zeit meine ich, daß Texte, die am direkt politischen Vokabular vorbeikommen, viel irritierender sind, stimulierend für das politische Bewußtsein des Lesers, subversiv also im besten Sinne des Wortes. Die direkt politischen Verlautbarungen von Schriftstellern halte ich, zumindest im Augenblick, für wirkungslos - hingegen nicht die Poesie." Max Frisch, 1981.

P.S. Eine breitere Duras-Rezeption hat bei uns erst in den letzten Jahren begonnen. Die deutsche Sekundärliteratur ist noch nicht sehr umfangreich und besteht vor allem aus unveröffentlichten Seminararbeiten, Rezensionen und Interviews. Der Versuch, diese Materialien und die deutschen Ausgaben der Werke der Duras, soweit sie verfügbar sind, zu kaufen, zeigt, daß die Verlage wieder einmal die Preise der Nachfrage angepaßt haben. Man kennt das und ärgert sich trotzdem. Ausgerechnet Wolffs Verlag *Roter Stern/Stroemfeld* läßt sich eine schlichte Interviewsammlung mit DM 32,- bezahlen. Hoffentlich gibt es bald einen Nachdruck.

Rainer Marwedel

Nachtflug: Disco als Lebensform

Das Licht der Apparate, das von den kleinen Facetten der Felsmasse zurückgeworfen wurde, kreuzte seine Feuerstrahlen unter allen Winkeln, und ich stellte mir vor, ich reiste durch einen hohlen Diamanten, in dem die Lichtstrahlen sich in tausend blitzenden Punkten brachen.

Jules Verne
(Reise zum Mittelpunkt der Erde)

Es ist nun schon fast zweihundert Jahre her, daß Prediger des Volkes — Lehrer und Pfaffen — eine um sich greifende Seuche geißelten: die Lese-Sucht. Lesen mache sinnlich, halte von der Arbeit ab, lockere die tierischen Triebe, sei Luxus und eine gefährliche Lustpartie. Durch Lesen gerieten Ideen in Umlauf, die nur Unheil stifteten; es treibe die völlig Verwirrten in die offenen Arme der Revolutionäre. Die eifrigen Nachfolger dieser feudalen Propagandisten — Pädagogen, Journalisten, Kulturkritiker — haben in unseren Tagen eine neue, volksschädigende Sucht ausgemacht: den Disco-Rausch.

In der Disco verfallt man sich selbst, stürze in einen Taumel kaum bezwingbarer Sinnlichkeit, erniedrige sich zu einem phantasielosen Wesen, erliege unwidersprochen einer nervtötenden Maschinerie, in der zappelnde und hopsende Gestalten ihre Gesundheit zugrunderichten; und das zu einer Musik, deren Grundton das ununterbrochene Hämmern industrieller Monotonie ist. Disco sei das Licht- und Musikinferno an der Grenze zur Verträglichkeit, öffentlich geduldeter Exhibitionismus, der in technisch gestylter Atmosphäre nur die totale Entfremdung isolierter, kranker und von der Welt enttäuschter Jugend dokumentiere. Disco als Freizeitfabrik, in der angepaßte Jungbürger ihr Taschengeld verlieren und ans politische System gewöhnt werden.

Während indes Repräsentanten der Sozialpädagogik im Rahmen der »Aktion Jugendschutz« sich mit Bekennermut ins Disco-Getümmel begaben, um den Ursachen dieser Seuche nachzugehen, und bald schon mit vielerlei Kopf- und Magenbeschwerden flüchteten, wenn sie, wie trotzig vermerkt wird, eine Stunde in der Disco verbringen mußten, erleben die Jugendlichen die Disco als Erfrischung und Vergnügen und können gar nicht genug davon kriegen. Das hat die mit dem Namen einer Wissenschaft befrachtete soziale Pädagogik nicht davon abhalten können, eine Discopädagogik ins Leben zu rufen. Zum Herzerweichen schwadroniert man dort über Disco-Stress und die Veränderung der Herzmuskeltätigkeit beim Tanz. Immer-

hin, das unterscheidet die reaktionären Schulmeister des 18. Jahrhunderts von den notorisch untergebildeten Sozialingenieuren dieses Jahrzehnts: Durch die Disco steuert man keinem Leben mit Hitzblättern und Schlagfluß (vom vielen Lesen ausgelöst!) entgegen, aber gefährlich, bedenklich, kaum zu verantworten ist sie schon.

Die Fülle der Erscheinungen ist aber immer reicher als ein davon abstrahiertes Prinzip der Moral. Wer das öffentliche Leben, seine freie Gestaltung, durch Eingriffe welcher Art auch immer, zu beschneiden versucht, propagiert die Abschaffung sozialer Kommunikation und ästhetischer Erfahrung. Und er macht sich noch lächerlich dazu. Denn es ist töricht, das Tanzen und das Leben in Diskotheken reglementieren zu wollen. Und es ist nicht mehr als eine runde Dummheit, Discos als Ausdruck eines Herrschaftsverhältnisses darzustellen, bei dem die elenden Jungmassen mit Zuckerbrot bei Laune gehalten würden.

Was aber ist die Disco dann? Ein Ereignis der Nacht. Wenn die Nacht über Hannover sich senkt, wenn der Abend die allermeisten an das Morgengrauen und die Arbeit mahnt, sammeln sich an verschiedenen Ecken der Stadt die Nachtschwärmer und strömen nach und nach zum Mittelpunkt ihres Lebens hin. Die Nacht ist keine Zeit der Angst mehr, wenngleich das Verbrechen weiterhin das Dämmerlicht sucht, das Zwielflicht, die Tarnfarbe des Bösen. Auch muß man nicht befürchten, es könne nie mehr hell werden, wie dies archaische Zeiten noch meinten. Daß auf die Nacht der Tag folgte, die Sonne lachte, war nichts Selbstverständliches und schon gar nicht verbürgt zu Zeiten, als man böse Dämonen, Nachtgespenster und Schreckgestalten fürchtete. Die Nacht erinnert jedoch ebenso sehr an das Unwissen über die eigene dunkle Herkunft, die menschliche Geschichte, und an die nicht weniger ungewisse Zukunft. Am Anfang aller Anfänge ist es dunkel, die Nacht des Mutterleibs umschließt jeden, wenn auch warm und geschützt in einem nährenden Innern. Die Nacht symbolisiert zudem das Ende aller Tage, das Auslöschen des Lebenslichts, den Tod, das Hinabfallen in die Finsternis eines Grabes. Zwischen diesen Polen, der Nacht des Anfangs und der jäh hereinbrechenden Nacht des Endes, fließt ein Lichtspalt, durch den jeder geht.

Alle Bilder des Lebens empfangen vom Licht, der Aufhellung und Aufklärung ihre besondere Kraft; dennoch ist es die Nacht, der ein Reiz des Unabweisbaren zukommt. Jeder möchte einmal die Nacht zum Tage machen, über die Gewalt der Natur triumphieren, dem Zwang des Arbeitsalltags entkommen und die Nacht zum Schauplatz des Lebens erklären. Die Nacht soll entschädigen für am Tag erlittene Verletzungen, soll das bieten, was während emsiger Geschäftigkeit im grellen Tageslicht versäumt wurde: das wahre Leben. So hat jeder seine Nacht und ist in seiner Nacht gefangen.

Wenn ich um die Geisterstunde meine Wohnung in der Brühlstraße verlasse, am Leibnizufer abbiege, liegt vor mir der nächtlich geschminkte Boulevard Hannovers, das glänzende Elend dieser Stadt. Zweifelhafte Licht und Gelichter, ausgemergelte Figuren einer Talmiwelt. Dampfende Pizza-

shops und Lichtspieltheater, die schöne Stunden versprechen und doch nur die Erotik knisternder Geldscheine verkünden. Torkelnde Wracks kommen mir entgegen, aufgeschwemmte Körper, stumpfgeordnete Augen, verzerrte Gesichter. Lange schon verblühte Schönheit lehnt an den Häusern der Seitenstraßen, Erbrochenes breitet sich dezent am Bürgersteig aus, Zeitungsblätter flattern verloren umher, der hannoversche Wind, stets mit Regen durchmischt, treibt die Passanten voran. Aus abgeschabten Schluckstuben dröhnen die Hits der vorletzten Saison, vermischen sich mit dem Getöse des vorbeirauschenden Verkehrs. Aus halbseidenen Verschlägen entweicht der Qualm mancher Tage, der Schweiß im Fuselrausch erhitzter Körper. Orte gibt es hier, wo einem die Fresse poliert wird, und das ist dann eine nächtliche Dienstleistung, die kostenfrei gewährt wird. Und Orte gibt es, wo während der Messe, wenn ein männlicher Heuschreckenschwarm die Stadt überfällt, die Marktschreier der schnellen Lust brüllen: Kommen sie herein, sie werden sehnsüchtig erwartet!

Wir verlieren uns in einer Gasse, sind plötzlich im Labyrinth der Altstadt. Durch die Fenster der Kneipen und Bistros sieht man den krächzenden Frohsinn schnauzbärtiger Männer, hört man das gekünstelte Kichern feierabendlauniger Frauen. Gezeichnet vom Stumpfsinn seiner Nächte stiert der ganze Bezirk zwischen Goethe- und Georgstraße trostlos vor sich hin, ist die häßliche Nachtseite im Mittelpunkt dieser ausgestorben wirkenden Stadt. Das Steintorviertel mit seinen Kaschemmen, Spielsalons und Wettbüros, seinen Bordellen und Peep-Shows ist der Schwarze Fleck auf der glattpolierten Spiegelfläche Hannovers. Mit einem Sprung schon spaziert man auf dieser schönen Ebene, auf dem mit hübschen Steinplatten ausgelegten Boulevard, ruhig reflektiert sich das von den Laternen ausgesandte Licht in den Quadern. Zu beiden Seiten türmen sich die Einkaufstempel, blitzen die Boutiquen und leuchtet in der Ferne ein Kaffeehaus. Nein, es ist natürlich geschlossen, wie immer um diese Zeit. Auch Bibliotheken haben zu, so daß man jetzt auch nicht dem unbezwingbaren Drang nachgeben könnte, Ausgefallenes zu tun: Fontanelles Werk über die »Vielheit der Welten« lesen zu wollen, oder auch Saint-Exupérys kleines Buch »Nachtflug«. Vergebens sind diese Wünsche, denn das Kaffeehaus ist zur Imbißstation heruntergekommen, die Bibliothek zur Ausleihestelle.

Alles zu seiner Zeit. Das 18. Jahrhundert hatte seine Aufklärersalons und gepflegte Konversation, das 19. Jahrhundert seine revolutionären Clubs und literarischen Zirkel. In diesen Räumen entstanden Lebensformen; die Cafés, Clubs und Salons waren Orte der geselligen Vermittlung, Sphären der Neugier und des Klatsches. Das ausgehende 20. Jahrhundert raubt den Überbleibseln dieser öffentlichen Institutionen ihre letzte Lebendigkeit. Wer des Nachts die Gesprächsfetzen in den Kneipen und Bistros einsammelt, ist verwirrt über die Faktizität stehender Langweiligkeit, die Belanglosigkeit dieses Szenariums. Ich übertreibe. Es war früher nicht anders.

Was aber könnte ein russischer Politiker und Schriftsteller gemeint haben, als er sagte: »Der Singvogel der Poesie läßt sich, wie die Eule der Minerva, die erst mit einbrechender Dämmerung ihren Nachtflug beginnt, nur nach

Sonnenuntergang vernehmen. Bei Tage werden Taten vollbracht, in der Dämmerung aber beginnen Gefühl und Vernunft sich über das Vollbrachte Rechenschaft abzulegen.« Wie hat Trotzki sich das vorgestellt? Ich weiß es nicht.

Was bleibt dann noch übrig? Vielleicht der Lebensraum in der Nacht, wo kein Wetter und keine andere Widrigkeit stören, ein anderes Zeitgefühl sich einstellt und ein besonderes Klima der Gefühle und Stimmungen. In einem Lebensraum, wo in der Hitze der Nacht die Wachträume des Tages sich ausweiten und die Alltags-Schwere von der Leichtigkeit zweckfreien Spiels abgelöst wird. Die Disco ist dieser komplexe Lebensraum, und die Discogänger leben das, wovon andere nur reden können. Sie lieben die Atmosphäre, das Imaginäre, die Lebensform der Disco: Licht und Musik, das Drehen und Kreisen und Schweben im Nachtflug durch Raum und Zeit. Die Nacht wird elektrisierter Tag, Traumsequenz vieler Wirklichkeiten.

Die Disco ist ein Symbol des gesellschaftlich Imaginären und der Narzißmus ein Elementarteilchen dieser künstlichen Welt. Nicht neurotische Abweichung muß das sein, denn zunächst einmal ist narzißtisches Verhalten die Erbschaft jedes Menschen. Dieser primäre Narzißmus zieht die Umgebung seines Ich in sich hinein und koordiniert sein Ich mit der objektiven Welt. Das narzißtische Lebensgefühl nimmt als Darstellungsform unbotmäßiger Lust am Spiel, der Bewegung, im Disco-Tanz seine sinnfälligste Gestalt an. Das gewichtslose Schweben im Mutterleib ist die Urform davon. Auch später noch, nach der schmerzhaften Trennung von dieser warmen Höhle immerwährender Nacht, voll von Nahrung und Geborgenheit, bleibt der Säugling, wenn er Glück und eine nette Mutter hat, von einem ozeanischen Gefühl der Weite, des Alleserreichbaren umhüllt. Er lebt grandiose Allmachtphantasien aus, seine an Größenwahn grenzenden Sehnsüchte wachsen ins Kosmische. Zwischen Ich und All läuft eine ununterbrochene Linie, nichts scheint unmöglich, nichts unwahrscheinlich, alles scheint in Reichweite zu sein. Das noch nicht ausgereifte Ich strebt unaufhörlich nach der Verschmelzung mit dem Unendlichen. Alles das erhält die Einheit des Ichs aufrecht.

Während die libidinöse Besetzung eines realen Objekts immer mit Szenen der Schmerzlust verbunden ist, wie Hermann Argelander in seiner Studie »Der Flieger« betont, ist die narzißtische Besetzung eines Objekts eine Sache diffuser Teilhabe. Das Objekt darf keine körperlichen Formen annehmen, es muß die diffuse Kontur eines Elements wie Wasser oder Luft beibehalten, denn dort kann dem imaginierenden Narzißten, wie im Mutterleib, nichts zustoßen. Der unendlich wohlige Zustand des primären Narzißmus schenkt einem das Gefühl, nicht aus dieser Welt fallen zu können. Bereits Freud hatte die primärnarzißtischen Phantasien und Visionen des Schwimmens, Fliegens und Schwebens in seiner »Traumdeutung« angesprochen, der Psychoanalytiker Michael Balint entwickelte diesen Gedanken systematisch weiter, indem er die Flugträume mit ihrer vollkommenen Mühelosigkeit in einen Zusammenhang mit dem vorgeburtlichen Aufenthalt im Mutterleib brachte. Es wird wohl als selbstverständlich angenommen, sagt

Balint, »daß die Flugträume und daß ozeanische Gefühle als Wiederholung entweder der frühesten Mutter-Kind-Beziehung oder der noch früheren intrauterinen Existenz betrachtet werden müssen, während welcher wir wirklich eins mit unserem Universum waren und in der Amnion-Flüssigkeit wirklich, ohne daß wir praktisch ein Gewicht zu tragen hatten, schwebten«. Der Psychoanalytiker Sándor Ferenczi hatte schon in den zwanziger Jahren diese Existenzform mit Mitteln der Analogie untersucht. Im Traum und in der Regression durchlebe man den vorgeburtlichen, autoerotischen, von der Außenwelt abgeschirmten Gefühlszustand eines »passagären Untertauchens«. Die vorübergehend wirksame Kräfteerneuerung verdanke der Mensch diesem Untertauchen in jene paradiesische Situation, als es noch keine Kämpfe gab, nur Wachsen und Gedeihen ohne jede Anstrengung. Das vom Geburtstrauma erschütterte, ängstliche schreiende Kind beruhigt sich, sobald man ihm sich zuwendet. Real wie halluzinatorisch verschafft sich das Kind die beruhigende Empfindung, daß der schwere Schock der Geburt eigentlich gar nicht stattgefunden hat. Freud sagt denn auch, daß der Mensch nicht vollkommen geboren werde, vielmehr die Hälfte seiner Lebenszeit gleichsam im Mutterschoß verbringe, indem er in die Nacht sich hineinwirft.

Diese Lebenssphäre, der warme mütterliche Leib, zu dem jeder in der Phantasie wieder zurückmöchte, um in spannungsfreier Ruhe das reine, wahre Leben zu genießen, ist für viele die Disco geworden. Sie ist keine Mutter Natur, sie ändert sich, sie zerrt auch an den Nerven. Sie ist ein künstliches Paradies, eine Schöpfung des Imaginären, der produktiven Einbildungskraft. Sie ist die Startbahn und der Himmel für den Nachtflug ins Ungewisse, sie erlaubt den Rückfall ins Unvordenkliche und bietet zugleich die unverzichtbaren Ablenkungen, Ersatzbefriedigungen und Rauschmittel, ohne die kein Mensch, so Freud in der Schrift »Das Unbehagen in der Kultur«, auch nur einen Tag leben könnte.

Die Disco ist ein imaginierter Kerker und ein Kerker der Imagination. Die von Giovanni Battista Piranesi gezeichneten »Carceri d'Invenzione« sind trotz ihrer Dürsterkeit solche künstlich erschaffenen Gegenräume mit ins Unendliche sich ausdehnenden Perspektiven und unendlich anmutenden Genüssen. Unabgegoltene, unerledigte Erregungsmengen entschwinden in der Disco im gesellschaftlichen Spiel. Der Tanz wird zu einer, wie Siegfried Kracauer sagt, »Skandierung der Zeit«. Die Tanzenden möchten »das Unendliche erfahren und sind Punkte im Raum, sie möchten zum Ewigen sich verhalten und werden verschlungen von der fließenden Zeit«. Im Vergänglichen des Tanzes greifen sie nach dem Unvergänglichen. Ob das Tanzen ein Lebensbedürfnis ist oder nur eine Zurschaustellung, ist gleichgültig gegenüber dem zugrundeliegenden Uranktrieb. Ob die Mitte des 18. Jahrhunderts stark geometrisierten Tänze vorwiegend auf eine durch starren Takt vorgegebene Ausfüllung des Raumes angelegt waren, ob die bäuerlichen und bürgerlichen Tänze das Prozeßhafte einer neuen gesellschaftlichen Dynamik widerspiegeln — immer noch geht es beim Tanzen um die Unendlichkeit des Wiederholens, um den *thrill*, um Spannung, Entladung und unverletzte Rückkehr zum spannungsfreien Ausgangspunkt. Die in amerika-

nischen Discotheken eingesetzten Riesenleinwände sind nur der von einer Industrie des Schönen umgesetzte Befund, daß psychische Systeme nach Regeln der Projektion und Introjektion arbeiten. Der Wunsch des Einsseins, das Verschmelzenwollen mit einem geliebten Objekt wird im Ausnahmezustand eines Hochgefühls als Traumleinwand erlebt, auf dem die gesuchten Objekte erscheinen. Auf dieser Traumleinwand, so der Psychoanalytiker Bertram D. Levin, spielen sich unsere Regressionen und Vereinigungsphantasien ab. Alle bisher herangezogenen Bilder für die Disco — Uterus, Höhle, Kerker — zeigen auf das Umschlossensein, auf die Abdichtung der Lebensform. Ich wage die Analogie: Die Disco ist eine Kathedrale des Schönen.

Nicht die Disco schlechthin, die gibt es gar nicht. Auch denke ich dabei nicht an die Dorf-Disco, an blankgescheuerte Tanzböden oder an die stickigen Besenkammern, die so eng und laut sind, daß einem der Kopf platzt. Auch nicht an die Löcher, verdreckt und verspyht, an die eilends als Discos drapierten Hinterzimmer von Kneipen und ähnliches. Und schon gar nicht an die beschallten Supermärkte an den Rändern der Städte, wo man zum Stecknadelkopf zusammenschrumpft. Im übrigen ist es anmaßend, das Modell der gleich zu beschreibenden Disco mit den Kathedralen des 13. Jahrhunderts zu vergleichen. So wörtlich soll man es nicht nehmen. Es ist ein schönes Bild. Denn wer einmal in einer gotischen Kathedrale gestanden hat und ergriffen wurde vom gigantischen Volumen dieses Raumspektakels, weiß das. Keine Discothek der Welt kann das nachbilden, vermag die wundersam betäubenden Schwingungen und Schallwellen zu imitieren, die man im Innern einer Kathedrale hört. In New York wurde dafür eine alte Kirche zu einer Disco umgebaut. So schlagend belegt die Lebenswirklichkeit gelegentlich ein ästhetisch-psychologisches Gedankenexperiment.

Unsere Disco ist ein barocker Theaterkerker der Phantasie, eine Traumleinwand, auf der die Bilderströme fließen, ein komplexes, wunderbares Theater öffentlichen Lebens, eine Miniaturbühne des *theatrum mundi*. »Du bist«, heißt es in einer Erzählung von Nathaniel Hawthorne, »an einem Ort, der in der Welt der Vorstellung die gleiche Stellung einnimmt wie die New Yorker Exchange, die Pariser Börse und der Rialto in der Welt des Handels. Alle, die in dieser mystischen Region zu tun haben, sei es oberhalb, unterhalb oder jenseits der Wirklichkeit, kommen hier zusammen und verhandeln über ihre Träume.«

Unsere Kathedrale wurde unter der Erde erbaut. Eine Treppe mit seitwärts entlanglaufenden Spiegeln geleitet den Besucher ins Innere eines lichterfüllten Raumes. Das Entrée: nach links oder rechts sich wenden? Stehenbleiben? — und den Strom der Passanten erst einmal an sich vorbeiziehen lassen? Gleich tanzen? Oder aber die Stufen steigen und von der kleinen Anhöhe aus einen langsamen, panoramatischen Blick tun: vorn die Tanzenden und hinter ihnen ein aus sechzehn Bildschirmen zusammengefügt blinkendes Facettenauge, eingefast wie ein Altaraufbau. Dieses Riesenauge kann nicht sehen, doch unablässig quellen bewegte Bilder daraus hervor:

Blitze, Farbenspiele, Leuchtf Feuer, Phantasmagorien der objektiven Welt.

Auf zwei silberhellen Rundpfeilern ruht eine Deckenkonstruktion, die keinen imaginären Himmel andeutet, sondern ein auf dem Rücken liegendes Flugzeug als Blickfang hat, festgezurrte es über den Köpfen der Tanzenden. Weiße Nebelschwaden steigen plötzlich von unten auf, im Nu ist die ganze Tanzebene davon überflossen, und das Geflecht der vielen bunten Scheinwerfer dringt ins ätherische Dickicht mit seinen Strahlen ein, malt Sekundenbilder aus Luft und Elektrizität.

Ein aus Kunstglas gefertigter Wandschirm unterteilt den gesamten Raum in Zonen. Der rechte äußere Rand ist zum Sitzen, Erzählen und Trinken, der linke, größere wird von einer überlangen Theke beherrscht, tief unten laufen die Bedienungen. Aber erst ein Rundgang, das Umkreisen der Tanzfläche, das Sichhindurch-Schlängeln auf dem Mittelweg, rundet die Sache ab. Im Gehen kann man rundblicken, nur zur Seite schauen oder unbeirrbar geradeaussehen. Man beobachtet und wird beachtet, man möchte beobachtet werden und beachtet andere. Es ist ein ständiges Zirkulieren: Einzelne, Paare, kleine Gruppen, die zusammenstehen und sich wie ein Kaleidoskop mit jeder Drehung in der Zeit auflösen und neue Formationen bilden. Ein neues Musikstück reicht da schon aus.

Die Standorte sind bei den häufig oder ständig Kommenden sehr genau festgelegt. Selten, daß davon abgewichen wird. Mit wem wer spricht, wen man geflissentlich übersieht, meidet oder wem man gar ausweicht, das enthüllt sich dem Beobachter und Mitspielenden nur nach langem Zusehen. Dann schälen sich die Regeln deutlich heraus, wird das soziale Normengefüge bewußt, das durch jeden der Anwesenden hindurchgeht, da mögen sie sich drehen und winden, wie sie wollen.

Welche Liebesbündnisse zerbrechen oder neugeknüpft entstehen, mit wem man es wagen könnte, wer zum ersten Mal auftaucht und noch unsicher das Gelände betritt, bis er in dem Schoß der kleinen unterirdischen Stadt aufgenommen wird; wer auf einmal nicht mehr erscheint, oder nur noch ab und an, und dann auf immer wegbleibt: diese und andere Formen des gesellschaftlichen Spiels sind hier zu bewundern. Und der Widerschein des Lichtkegels auf den Gesichtern, die Vorstellungs- und Wiederkunst, die ästhetisch-soziale Verklammerung von Kleidern und Körpern. Und aus Kleidern werden Leute. Ganz nach außen Gehende und ein bißchen in sich Gekehrte, schamhaft Schauende und alle Leibeskräfte um sich Werfende. Outrierte Gesten und Rollen der Konvention, temperamentvolle Gestalten und modische Idioten. Das Spiel der Körper, Mienen, Gesten und Blicke, zumal in solch seltener Konzentration, das sollte sich selbst ein Verächter der Menschheit nicht entgehen lassen. Über allem und durch alle hindurch: Musik. Sprache ist da im Hintertreffen, dafür sind die Blicke beredt, ungeduldige Augen wollen etwas zu sehen bekommen. Sie begehren, suchen den Raum nach Blickpunkten ab, verweilen irgendwo, schweifen ab, kehren zurück. Durch die erleuchtete Nacht werden Sichtlinien geknüpft, und die Frauen lassen ihre Augen frei wandern, was ihnen tagsüber weniger leicht fällt.

Disco-Gezappel? Weit gefehlt. Erfindungsreich wird der tanzende Körper in Szene gesetzt, verleiht man sich Ausdruck. Daneben die rudernden Tänzer oder die Schattenboxer, die wenig mehr als angedeutete Geste, das versonnene Schauen auf die ferne Videowand. Meist sehr junge Mädchen rufen oder flüstern im Wechsel von Tanzschritt und Stehenbleiben sich etwas Unerhörtes zu. Einige von ihnen sind an jedem Öffnungstag mit dabei, man kann sie sich schon gar nicht mehr wegdenken. Andere sind sehr mit sich beschäftigt, manche zelebrieren den Tanz, bringen ihren Körper zur Geltung, vielleicht um des einen Augenpaares willen, dem man damit etwas sagen möchte: Zeichenrituale als Sehnsucht nach dem Anderen, Gebärdensprache der *coolness* und des Verlangens. Viele der Männer sind einfach lächerlich, sie stecken in ihren Sachen, als seien sie soeben von einem Demiurg mit einem Hauch Leben versehen und sogleich aus einem Kaufhausfenster hierhergeilt.

Durch die großen Boxen rollt ein Gewitterdonner, ein Grollen und dumpfes Brausen, Regen und Blitz. Der Disc-Jockey ist ein Zitatkünstler, er paßt die Scheiben so aneinander, daß man meinen könnte, es sei ein einziges langes Stück. Die Musik ist nicht gut oder schlecht, sie ist Sound, das Bubbern eines andauernden Herzschlages. Ist man erst an diesen Rhythmus angeschlossen, kann es vier oder fünf Stunden dauern, und hat dann immer noch nicht genug.

Die Disco, so scheint mir, ist mehr als nur ein Freizeitsport, eine Entspannungsübung, *killing time*; sie ist dies alles auch und mehr als das: im glücklichen Augenblick eine träumerische Erweiterung der Wirklichkeit. Die Freiheit des Spiels und Scheins, das Abstreifen der Ernsthaftigkeit und das Wiedergewinnen der Realität unter dem Vorzeichen der Ästhetik. Disco als Lebensform: Die Bedeutung liegt im Gebrauch. Eine Lebensform läßt sich nicht propagieren, man kann sie beobachten und mitleben, sie ist beschreibbar; was daraus dann weiter wird, entzieht sich der phänomenologischen Aufmerksamkeit wieder für eine Weile. Was am Ende wirklich zählt, das ist die Erfahrung ästhetischer Lust, die eine ganz eigentümliche Macht ausübt. »Das Gefühl der Lust«, sagt der amerikanische Sozialphilosoph George Herbert Mead, »wenn es glückt, durch den ganzen Körper mit den verschiedenen Reaktionen auf Teile einer Landschaft mitzugehen, fließt über auf die Landschaft selbst. Die Seligkeit im gemeinsamen Streben nach einem unendlichen Gott der Erlösung ist Teil der Kathedrale. Das Glücksgefühl, das die harmonische Bewegung menschlicher Körper begleitet, durchzieht den Tanz. Sich so in ein Stück Natur oder ein Kunstwerk zu versetzen, daß der darin lustvoll erfahrene Lebenssinn Teil des Lebensvollzuges werden kann, ist die Haltung ästhetischen Verständnisses.« Der Nachtflug ist diese ästhetisch-soziale Erfahrung der Welt, das Vergnügen an Bewegung und Dasein.

Im letzten Teil des Abends, der für den gewitzten Disco-Gänger der wirklich wichtige Teil ist, also weit nach Mitternacht, wird der Nachtflug zur Hochstimmung, lockern sich die Pulks, wirkt die Mischung aus Farbpunkten, Musik und Mimen. Nun ist die Zufallsgemeinschaft der Dagebliebenen

und Dazugekommenen dabei, den Goldrand des Abends mit allem Tollen und Schönen für die nächsten Stunden langsam abzuschließen. Nicht alle. Aber auch die drumherum Sitzenden und apathisch Dreinschauenden gehören zum Bild, man kann sie nicht weglassen. Das spürt jeder sogleich, wenn die Galerie schlecht besetzt ist. Der Sinn des viel ausgesprochenen Satzes: »Nichts los hier!« kommt aus diesem Gefühl.

Gegen fünf Uhr sind es immer noch genug, doch auch zu wenig für irgend etwas. The thrill is gone. Es ist Kehraus. Die Stühle um die große Bartheke werden hochgestellt, ein unpoetischer Akt des Schrubbens zeigt an, daß nun nicht mehr viel zu erwarten ist. Der Licht- und Bilderblock erlischt, noch ein letztes Stück wird ausgespielt, und dann sammeln sich die übriggebliebenen Nachtenten, Fledermäuse und nur noch matt phosphoreszierenden Nachtfalter und gehen nach und nach heim. Tristesse deshalb? Oh nein. Denn morgen schon, heute schon, und morgen bereits wieder öffnet das Tanztheater, die Kathedrale des Schönen sperrt die Tore für die Süchtigen Hannovers auf, und alle kommen sie, um zum Nachtflug anzusetzen. Nicht mehr; das »orly« wurde im Herbst 1985 geschlossen.

*mein dieter ist ein artist im bett
er beherrscht eine ganz große nummer
er kann alles und kann es unglaublich gut
das macht mir gelegentlich kummer
er kann es im liegen im fliegen im stehen
von vorne von oben und unten
manchmal denk ich, muß das denn sein
dieser streß über mehrere stunden?*

*mensch, dieter, geh doch zum fernsehen
wo die leute sowas gern sehn
verschwende deine kunst nicht bei mir
du kannst was*

*sei doch nicht dumm
zeig dich dem ganz großen publikum*

Karl Heinz Scherfling

Frank Unger

Well Sir, I guess
there's just a meanness in this world.
Bruce Springsteen
(aus dem Titelsong der LP »Nebraska«)

Amerikanische Lektüre

In Berlin-West hat kürzlich der Fraktionsvorsitzende der örtlichen SPD auf einer öffentlichen Diskussionsveranstaltung erklärt, ihm mißfalle, daß der gegenwärtige US-Präsident Reagan Politik "nach dem Muster von Wild-West-Filmen" betreibe. Statt dessen wünsche und erhoffe er eine Rückkehr der amerikanischen Politik "zu den Aspirationen und Visionen Kennedys". Der Anlaß allein wäre es nicht wert, darüber viele Worte zu verlieren, wenn nicht der dringende Verdacht bestünde, daß der gewichtige Berliner Sozialdemokrat damit Millionen von friedensbewegten Deutschen, auch solchen, die sich stolz 'weit links' von der SPD wähnen, aus der Seele gesprochen hätte. Kennedy, ja, das war noch einer! Nicht nur, daß er "Visionen" hatte (obwohl — so genau weiß man das auch nicht mehr) und irgendwie ein richtiger Staatsmann war; jedenfalls war er 'gebildet' und dadurch auch jemand, der 'Verständnis für Europa' hatte! Kurz, Kennedy war eigentlich der letzte US-Präsident, der die strengen moralischen und politischen Kriterien friedensbewegter Deutscher von heute erfüllt hat — das genaue Gegenstück zu Ronald Reagan.

Nun ist ein rein praktisches Motiv für rhetorische Gegenüberstellungen dieser Art auch denkbar: Man kritisiert die gegenwärtige Taktik amerikanischer Globalpolitik, möchte dabei aber dem Verdikt des 'Antiamerikanismus' den Boden entziehen, indem man sagt: Seht her, wir sind nicht gegen die Amerikaner schlechthin, wenn wir den Präsidenten Reagan und seine Politik kritisieren, denn es gibt ein anderes Amerika, mit dem wir uns durchaus einverstanden erklären können, mehr noch: das wir lieben.

Das ist gut und richtig, und Antiamerikanismus als ideologisches Stereotyp, das sich immunisiert gegen Erfahrung, ist — zumal wenn es aus der hochmütig-bildungsbürgerlichen Ecke kommt — genauso borniert und töricht wie Antisemitismus oder Antisowjetismus. Ob nun aber ausgerechnet John F. Kennedy, der erste reine Medien-Präsident der Vereinigten Staaten, eine politisch verständige Kontrastfigur zu Ronald Reagan abgibt, das muß doch bezweifelt werden. Im April-Heft der 'Titanic' stieß ich auf einen Essay von Robert Gernhardt unter dem Titel »1965 - Ein Portrait der leider endgültig allerletzten guten, alten Zeit«.

Gernhardt fragt sich, warum auch er selbst — ein ausgewiesenermaßen durchblickender Mensch — "in der Gewißheit lebe, Zeuge und Überlebender des nun aber wirklich allerletzten paradiesischen Zeitalters" gewesen zu sein — der sechziger Jahre nämlich, und das, obwohl er natürlich ebenfalls weiß, daß sämtliche Generationen der modernen europäischen Geschichte ihre 'goldenen Jahre' in irgendwelchen gerade vergangenen Jahrzehnten gewährt hatten.

Jede dieser Generationen hatte ihre besonderen Gründe. Was die heute im besten Artikulations- und Multiplikatorenalter (von 35 - 55) Stehenden dazu bringt, von den sechziger Jahren als dem "letzten Paradies" zu träumen, darauf stieß Gernhardt rein zufällig beim Anschauen eines antiquarisch erstandenen Buches, eines Zeitdokuments aus dem Jahr 1965 mit dem Titel »Deutschland, Streiflichter durch zwei Jahrzehnte«. Dieser viersprachig betextete Fotoband erschien seinerzeit im Verlag Wolfgang Weidlich, Frankfurt/M. Er zeigt — wie viele andere die-

ses Genres zu dieser Zeit — in Wort und Bild und unverstellter Aufrichtigkeit jenes 'Paradies' der goldenen Sechziger.

Gernhardt bemerkt dazu: "Damit wir uns recht verstehen: Ich gebrauche das Wort Paradies ohne Ironie. Natürlich ist das Buch eine plumpe Jubelbroschüre, verlogen jedoch ist es nicht. Es zeigt die Welt von 65 so, wie sie sich in fast allen Köpfen, auch meinem, malte: als Welt ohne Widersprüche. Heute ist es ein leichtes, den Finger im Nachhinein auf jene Widersprüche zu legen, die bereits in diesen nur scheinbar paradiesischen Zeiten angelegt waren und über kurz oder lang aufbrechen mußten. Heute weiß jedermann, daß alles seinen Preis hat, daß Mobilität mit Waldsterben bezahlt wird, Konsum mit Müll und Preisstabilität mit Arbeitslosen. Das ist schlimm. Damals aber glaubte jedermann, daß man alles haben könne, umsonst und sofort. Das war herrlich." (Titanic 4/86, S. 47)

Das Erinnerungsbild vom "Paradies der sechziger Jahre" ist somit eine zwar nicht besonders tiefe, aber durchaus angemessene Widerspiegelung der damaligen Wirklichkeit. Es existierte als *subjektive Realität* auf der objektiven Basis eines noch expandierenden *Rüstungs-Wohlfahrts-Wachstumssystems* in beinahe allen kapitalistischen Industrieländern. So herrschten in der Tat vorübergehend Verhältnisse, in denen widerlegt schien, was das bekannte englische Sprichwort behauptet: es sei unmöglich, to have the cake and eat it, too. Von jener Art war seinerzeit auch das Programm Kennedys gewesen: erfüllt vom Glauben an die ökonomische und militärische Omnipotenz Amerikas und überzeugt davon, daß es im 'nationalen Interesse' der USA sei, der Welt den Fortschritt der Zivilisation durch den globalen militärischen Schutz für 'friedliche' Businessmen und die von ihnen initiierte bzw. zu initiiierende 'Entwicklung' zu sichern, verkündete er im Namen und auf Rechnung des amerikanischen Volkes, "jeden Preis zahlen und jede Bürde auf sich nehmen" zu wollen, um dieses Ziel zu erreichen. Dazu gehörten ein bis dahin einmaliger Aufrüstungsschub, die Forcierung des Weltraumprogramms und — gewissermaßen als Nebensache — die schnelle und effektive Niederschlagung eines Auf-

standes 'kommunistischer Kräfte' in Süd-Vietnam, und zwar mittels gezielt in den Techniken des Anti-Guerilla-Kampfes ausgebildeter amerikanischer Spezialtruppen. Und all dies unter Vermeidung eines Atomkrieges, ohne Zerrüttung des westlichen Weltwährungssystems und bei Wahrung der Stabilität des Dollars. Ach ja, die Armut im eigenen Lande sollte auch gleich noch eliminiert werden — natürlich ohne daß deswegen die Reichen etwa ärmer werden sollten. In der Tat, was für ein Mann und welche Visionen!

Kein Wunder, daß ältere deutsche Sozialdemokraten feuchte Augen bekommen, wenn sie an Kennedy denken. Derselbe historisch-politische und ökonomische Mutterboden, der in den USA Kennedy an die Macht brachte, und dessen Zeitgeist seine 'Visionen' in besonders pathetischer Weise zum Ausdruck brachte, hat wenig später in mehreren westeuropäischen Ländern, darunter der Bundesrepublik Deutschland, vorübergehend auch die 'Mehrheitsfähigkeit' sozialdemokratisch dominierter Regierungskoalitionen hervorgebracht: Mehrheiten für eine Form der Sozialdemokratie, die Sozialpolitik als Funktion des wirtschaftlichen Wachstums verstand, und die die laufenden Kosten für den 'Wohlfahrtsstaat' aus den jährlichen Zuwachsraten des Bruttosozialprodukts bestreiten konnte, ohne den Verteilungsschlüssel ändern zu müssen. Eine *solche* Sozialdemokratie wird es nicht mehr geben können, weil es Bedingungen extensiven Wachstums auf absehbare Zeit nicht mehr geben wird.

Dies ist, zugegeben, eine unangenehme Tatsache vor allem für machtgewohnte Sozialdemokraten. Man kann sie verdrängen durch Nostalgie. Deshalb meine These: In der Kennedy-Beschwörung vieler sozialdemokratischer Reagan-Kritiker von heute liegt kein politischer Gedanke, sondern eine Art bedingter Reflex vor. So wie dem trainierten Hund allein beim Klingelzeichen unwillkürlich das Wasser im Mund zusammenläuft, weil er früher zusammen mit dem betreffenden Signal immer ein Stück Fleisch bekommen hatte, so gerät mancher von der 'Wende' entmachtete Sozialdemokrat heute in ein Hochgefühl, wenn der Name Kennedy fällt. Überhört wird der Hinweis darauf,

daß es Kennedy nur durch die historische 'Gnade' eines frühen Todes erspart geblieben ist, die Konsequenzen aus dem 'Programm', das er so visionär im Einklang mit dem Zeitgeist jener Jahre verkündet hatte, selbst mitverantworten.

Eine historische Konsequenz dieses 'Programms' ist die Regierung Reagan. Frappierend ist der Wechsel in der Wahrnehmung: Kennedy galt und gilt als Mann des Friedens. Nur mühsam würde sich heute einer der Invektiven erwehren können, der auf einer beliebigen Versammlung europäischer Friedensfreunde zaghaft darauf hinwies, daß der vielgeschmähte Ronald Reagan und seine Mannschaft bei all ihrem Säbelgerassel unter dem Strich 'friedlicher', d.h. defensiver sind als Kennedy und sein Küchenkabinett der "Best and Brightest" es waren. Selbstverständlich ist das nicht den friedlich gewandelten politischen Ansichten Reagans, sondern dem Wandel der Zeiten geschuldet. Es ist das Resultat veränderter Verhältnisse in den USA und veränderter Kräfteverhältnisse in der Welt, und mit diesen änderte sich auch die internationale Wahrnehmung: Was bei Kennedy den meisten noch als staatsmännische Vision erschien, empfinden zumindest viele außerhalb der USA bei Ronald Reagan bereits als bombastische Anmaßung, obwohl es bei ihm weitgehend nach innen gerichtete Rhetorik ist, wenn er z.B. vom "Reich des Bösen" faselt. Selbst seine handgreiflichen Aktionen, wie die Invasion Grenadas oder die Bombardierung Libyens, waren weniger Teil einer neuen umfassenden Offensivstrategie als vielmehr zynisch exekutierte, symbolische Akte einer schwer angeschlagenen Hegemonialmacht zur 'moralischen Selbstaufrichtung' der eigenen Bevölkerung. Im Unterschied zu Kennedy 1961 wissen Reagan bzw. diejenigen, die unter Reagan in den achtziger Jahren regieren, sehr wohl, daß es in der Tat für die USA auf die Dauer unmöglich ist, to eat the cake and have it, too. Dementsprechend versuchen sie, wenigstens eins von beiden halbwegs sicherzustellen.

Dies geschieht zuweilen in grotesk, geradezu bemitleidenswert ungereimter Weise. Ein Wunder ist das nicht, denn die Reagan-Regierung muß mit der für sie un-

heimlichen, ja vernichtenden Wahrheit fertig werden, daß gar nicht 'der Kommunismus', sondern der internationale Kapitalismus für die enormen Probleme der USA heute verantwortlich ist; und zwar eben jenes Systems des internationalen multilateralen Wirtschaftsliberalismus, das im frühen vorigen Jahrhundert die britischen Fabrikanten Cobden und Bright als Verwirklichung der Idee des ewigen Weltfriedens propagierten, bis 'dann Woodrow Wilson im frühen 20. Jahrhundert im Namen der aufstrebenden 'Industrial Class' Amerikas dieses Geschichtsbild der Manchester-Fabrikanten sich zu eigen und zur seitdem dominierenden Vision amerikanischer Außenpolitik machte, die schließlich einen Weltkrieg später Harry Truman und Arthur Vandenberg mit Hilfe militärischer Machtprojektion 'realpolitisch' in die Tat umsetzen.

Um so verwirrt oder entschlossener wird nun von Teilen der amerikanischen politischen Eliten der 'transzendente' Grund beschworen, der seinerzeit unter Truman dem amerikanischen Volk als moralisch-ideologische Legitimation für den 'ausschwärmenden' militärischen Internationalismus angegeben wurde: die 'Eindämmung' der expansiven Sowjetunion und ihrer Ideologie, des Kommunismus. Geradezu hysterisch bleibt die offizielle Strategie Amerikas fixiert auf die Mittel, mit denen das ökonomische Expansionsprogramm in den Jahren 1947 - 50 implementiert und abgesichert wurde: auf das Militär und seine vermeintlich technologische Überlegenheit, vor allem auf das Nukleararsenal, jene Wunderwaffen von überirdischer Zerstörungskraft, die in Hiroshima und Nagasaki nicht abgeworfen wurden, um den Krieg zu beenden, sondern bereits, um den Frieden zu organisieren.

Gott selbst — wer sonst? — hatte doch dem amerikanischen Volk den größten Knüttel in die Hand gegeben, mit dem die unvollkommene, sündige und gewalttätige Welt endlich zu ihrem Glück in die Pax Americana gezwungen werden konnte! Damit wäre zuguterletzt auch das puritanische Vermächtnis des angelsächsischen Amerika eingelöst worden, über das Herman Melville vor einhundertvierzig Jahren geschrieben hatte (in seinem

Roman »White Jacket«): "Wir Amerikaner sind das besondere, das auserwählte Volk, das Volk Israel unserer Tage; wir tragen die Arche der Freiheit für die Welt!"

Kennedy war vielleicht der letzte amerikanische Präsident, dem man einen subjektiv aufrichtigen Glauben an die historische Berechtigung und die Rechtfertigung dieser amerikanischen Nachkriegsvision zubilligen konnte; spätestens seit Mitte der sechziger Jahre enthüllte sich nicht nur ihre altruistische Legitimation als heuchlerisch, sondern sie erwies sich auch in der militärstrategischen Realität als praktisch illusionär: Die gewaltige nukleare Drohkapazität schützte nicht vor der Niederlage der amerikanischen Expeditionstruppen in Vietnam, wo man mit der historisch hinlänglich bekannten Brutalität von weißen Kolonialkriegen eingriff, als ein kleines asiatisches Randstück des amerikadominierten liberalen Weltreichs abzubrockeln drohte.

Noch weniger aber — und das ist wahre Dialektik der Geschichte — schützte das weltweite Netz strategischer Militärsstützpunkte die nationale Industrie der USA vor den Weltmarktkonkurrenten aus Westeuropa und Japan. Seit dem Beginn der siebziger Jahre, nachdem Richard Nixon in handstreichartiger Aktion einseitig das Bretton-Woods-Abkommen aufgelöst und eine durchgehend zehnprozentige Importsteuer erhoben hatte, um den vollständigen Ausverkauf der amerikanischen Goldreserven fürs erste zu stoppen, weiß die ganze Welt, daß der ökonomische und damit auch der politische Niedergang der USA eingeleitet ist. Diejenigen unter den Wirtschaftswissenschaftlern, die Scheinblüten noch von realer Entwicklung unterscheiden können, sind sich einig: Als nennenswerte Industrienation im internationalen Maßstab wird es die Vereinigten Staaten im 21. Jahrhundert aller Voraussicht nach nicht mehr geben. Damit kann ihre herrschende Klasse leben, aber für das materielle Lebensniveau der nichtbesitzenden Bevölkerung werden die negativen Folgen beträchtlich sein, und wer es nicht glaubt, kann hinfahren und sich ansehen, wieweit es damit bereits gekommen ist.

All dies auf die Reihe zu bekommen und dabei dem amerikanischen Volk ein

beruhigendes, optimistisches Bild von der Zukunft zu vermitteln, ist eine politische Aufgabe, um die die Reagan-Administration nicht zu beneiden ist. Innenpolitisch sieht sie ihre Aufgabe offensichtlich darin, der Masse der amerikanischen Bevölkerung die Einbußen an ihrem Lebensstandard (seit 1972 sinken die Realeinkommen der abhängig Beschäftigten ständig) offensiv so zu verkaufen, daß weder das System als Ganzes noch seine prosperierende Oberschicht durch Feindseligkeiten von unten behelligt werden. Außenpolitisch bleibt ihr gar nichts weiter übrig, als den geordneten Rückzug der imperialen Macht USA 'aktionspolitisch' weiter abzuwickeln, dies gleichzeitig aber 'verlautbarungspolitisch' und durch symbolische Demonstrationen der Stärke so zu tarnen, daß den bedrängten Mittelschichten wenigstens die ideologische Kompensation 'nationale Stärke' verbleibt. Das von aller Welt aus politischen Gründen mit Recht so gefürchtete SDI-Programm ist — wenn man eben von seinem politischen Inhalt, der in der Aufkündigung jedweder Kooperation mit dem Rest der Welt besteht, absieht — wenig mehr als der verzweifelte Versuch, mit Hilfe staatlich finanzierter Rüstungsforschung auf dem Gebiet der Hochtechnik den Konkurrenzkampf mit der (staatlich unterstützten) Privatindustrie Japans, die mit Volldampf an der Entwicklung der 5. Computergeneration arbeitet, vielleicht doch bestehen zu können. Im übrigen ist die implosionartige Ausweitung des Rüstungsprogramms unter profan-profitorientierter Rationalität einfach auch ein Ausdruck dafür, daß allein auf dem Sektor der 'Verteidigung' noch die amerikanische Industrie ausländische Konkurrenz nicht zu befürchten braucht: weil dort ausländische Firmen nämlich nicht zugelassen sind.

Reagan persönlich versteht — das läßt sich inzwischen mit Bestimmtheit sagen — von allen diesen Dingen wenig. Seine im wesentlichen öffentlichkeitsbezogenen Aufgaben erfüllt er aber — nicht von ungefähr ja als 'großer Kommunikator' gepriesen — mit Bravour, wobei die Großmedien in historisch bisher einmaligem Umfang kollaborieren. (Erst seit ganz kurzer Zeit gibt es Anzeichen dafür, daß Zweifel aufkommen, ob er diese Rolle bis zum En-

de seiner Amtszeit durchhalten kann.)

Das Fernsehphänomen Reagan ist selbst aber nur ein eher 'technischer' Aspekt der allgemein von oben verbreiteten Stimmung des ideologischen 'Reassertionism'. Der 'neue Selbstbehauptungswille' der 'amerikanischen Nation' wird auf verschiedenen Ebenen des formellen intellektuellen Niveaus verbreitet: Es geht vor allem darum, ein konsensfähiges Bild davon zu formen, was in den sechziger und siebziger Jahren an einschneidenden Veränderungen in und mit den USA und um sie herum stattgefunden und ihre Bevölkerung in verschiedene Lager — quer zu den normalen Klassengrenzen — getrieben hatte.

An erster Stelle war es natürlich der Vietnamkrieg. Er spaltete nicht nur am Ende die weiße Mittelschicht des Landes in 'Falken' und 'Tauben', sondern radikalisierte die besten ihrer Kinder und große Teile der schwarzen Bevölkerung. Er spaltete schließlich die 'politische Klasse', die Eliten, die in ihren formellen und informellen Gremien die grundsätzlichen Richtlinien amerikanischer Außenpolitik zu bestimmen pflegen, kurz: er kreierte das 'Vietnam-Syndrom'. Wenn es heute wieder zumindest so etwas wie den Entwurf für einen 'neuen Konsens' gibt, der auf der Basis einer 'produktiven Deutung' der Vietnam-Niederlage aufbauen könnte, dann ist das im wesentlichen das Verdienst eines Militärs: des Infanterieobersten Harry G. Summers jr., Dozent am Army War College. Er veröffentlichte bereits im Jahre 1981 — zunächst in einem speziellen Militaria-Verlag — eine Analyse von Verlauf und Folgen des Vietnamkriegs unter dem bedeutungsvollen Titel »On Strategy«. Von Insidern sofort in seiner Bedeutung erkannt, diente Summers Buch eine Zeit lang ausschließlich als Geheimtip und Argumentationshilfe für konservative Think-tanks und andere Verpackungsbetriebe der öffentlichen Meinung, bevor es 1984 schließlich in leicht überarbeiteter Fassung als Taschenbuch auch der breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde (Harry G. Summers, »On Strategy — A Critical Analysis of the Vietnam War«, Dell-Paperback, New York 1984).

Der Grundgedanke von Summers ist

verblüffend schlicht: Die USA haben ihr Kriegsziel in Vietnam deshalb nicht erreicht, weil ihre damalige politische Führung, insbesondere Präsident Lyndon B. Johnson, Clausewitz' Klassiker »Vom Kriege« nicht kannte! Eine der wichtigsten, wenn nicht die wichtigste Lehre Clausewitz' sei es nämlich, daß zum erfolgreichen Bestehen eines Krieges das "moralische Element" gehöre. Die politische Führung der USA habe aber — in ihrer Absicht, den Krieg "begrenzt" zu halten — darauf verzichtet, die amerikanische Bevölkerung über ihre Ziele aufzuklären und sie in die Kriegsanstrengungen mit einzubeziehen; etwa indem offiziell durch den Kongreß Nordvietnam der Krieg erklärt worden wäre, was 1964 leicht hätte erreicht werden können.

Anders der Feind. Bereits dessen theoretische Klassiker Engels und Lenin hätten Clausewitz sehr hoch geschätzt, und Entsprechendes lasse sich folglich von Ho Chi Minh annehmen. Indem dieser die Lehren des Marxismus-Leninismus angewandt, wandte er implizit auch die Lehren Clausewitz' an: Er focht nicht allein auf dem Feld in Vietnam, sondern auch auf dem "Schlachtfeld der Moral", d.h. an der amerikanischen Heimatfront. Und so kam es, daß die Heimatfront der USA mit zunehmender Dauer des Krieges immer unwilliger wurde, was wiederum die Moral der kämpfenden Truppe in Vietnam zersetzte. Sie mußte schließlich abziehen und den Sieg einem Gegner überlassen, gegen den "sie im Felde nicht eine einzige Schlacht verloren hatte".

Es ist ja ein Kennzeichen guter konservativer Autoren, weitgehend Zutreffendes zu sagen, ohne daß die Fülle der einzelnen Einsichten sich jemals zur Summe der ganzen Wahrheit verdichtete — es sei denn, als zu verheimlichendes Wissen im Hinterkopf des Verfassers. Anders gesagt: Der gute konservative Analytiker hat den sicheren Instinkt dafür, an welchen Stellen er seinen Realismus ausblenden und den Mythos einführen muß, um zu verhindern, daß seine Einzelerkenntnisse zu begreifender historischer Erkenntnis werden. Der wichtigste Mythos Summers' ist die Behauptung, daß es sich beim amerikanischen Vietnamkrieg im Unterschied zum französischen Indochina-

krieg zu keinem Zeitpunkt um einen Kolonialkrieg gehandelt habe, sondern von Anfang an um die Abwehr eines ganz "normalen" Angriffs Nordvietnams auf Südvietnam. Gerade die Kennedy'sche Emphase auf "Counterinsurgency" sei die entscheidende Fehleinschätzung gewesen, die es später der Armee unmöglich gemacht habe, den Krieg erfolgversprechend und unter Einsatz ihrer natürlichen Stärken zu führen. Außer Frage bleibt dadurch auch, ob der Krieg für die USA etwa ein ungerechter Krieg gewesen sei. Nichts dergleichen: Ein "starkes Land" (Nordvietnam) habe ein "schwaches Land" (Südvietnam) überfallen, um es sich einzuverleiben. Objektives Kriegsziel der USA sei gewesen, dies zu verhindern, d.h. den Status quo für Südvietnam zu bewahren. Dies sei deshalb nicht gelungen, weil die politische Führung dieses festumrissene, aber begrenzte Ziel niemals als solches in dieser Deutlichkeit ausgesprochen und der Armee wie dem amerikanischen Volk mitgeteilt habe.

Der praktische Sinn der Summers'schen Konstruktion liegt — neben der selbsterteilten historischen Absolution — vor allem darin, zu vermitteln, daß zwar einerseits die USA den Krieg verloren haben (also nicht etwa Nordvietnam ihn gewonnen hat, niemand kann die USA besiegen!), andererseits aber niemand konkret daran schuld ist, mit Ausnahme einer kleinen Zahl von zivilen Kriegsplanern in den Kennedy-Johnson-Administrationen, aber auch die haben nur "Fehler" gemacht, keineswegs wider besseres Wissen gehandelt oder gar "Verrat" begangen. So vermeidet Summers' Analyse jede Andeutung einer 'Dolchstoßlegende' in Beziehung auf den massiven Widerstand der Kriegsgegner in den USA selbst; auf der Grundlage der Informationen, die die Regierung der Öffentlichkeit über Ziel, Umfang und Charakter des Krieges zukommen ließ, so Summers, sei es "geradezu ein Wunder gewesen, daß der Widerstand nicht größer und massiver gewesen sei".

Eine 'Dolchstoßlegende' mit einer Stoßrichtung auf intellektuelle und akademische Kriegsgegner wäre allerdings für die Pragmatiker des 'neuen Konsenses' heute auch ein glatter Akt der Selbstverstümmelung.

Denn gerade das Zeugnis ehemaliger bekannter Kritiker des Vietnamkrieges ist besonders gefragt, um dem Nach-Vietnam-Amerika in den schweren Zeiten, die ihm bevorstehen, eine neue Legende zu geben, mit der sich die Mehrheit der Öffentlichkeit halbwegs identifizieren kann. Solche Zeugnisse liegen inzwischen in großer Zahl vor. Gewissermaßen ihr 'Pilotstück' war ein Aufsatz des Soziologen Peter L. Berger, eines ehemaligen Kritikers des Krieges, in der Zeitschrift *Commentary* im Februar 1980. Berger bekannte seinerzeit, eingeschwenkt zu haben, daß die Niederlage der US-Armee in Vietnam "eine menschliche Katastrophe ungeheuren Ausmaßes" heraufbeschworen habe, womit er vor allem das Pol-Pot-Regime in Kambodscha meinte. (Etwas später distanzierte sich Joan Baez von ihrem Vietnam-Engagement, weil die vietnamesische Armee mit den Pol-Pot-Fanatikern im Nachbarland aufgeräumt und halbwegs zivilisierte Verhältnisse wiederhergestellt hatte.) Der Tenor all dieser Bekenntnisse verläuft seitdem nach dem Muster: Wir stehen zu unserem Protest, denn es war ein grausamer Krieg, und wir waren damals jung und dementsprechend moralisch orientiert. Heute erkennen wir aber, daß der Krieg *realpolitisch* gerecht war, weil ein Erfolg der USA weitaus Schlimmeres verhütet hätte, nämlich den Massenmord in Kambodscha bzw. den Imperialismus des vereinigten Vietnam. Aber damals wußten wir das nicht, und wie hätten wir es wissen sollen, denn keiner hat es uns klar gemacht! Wir sind als ehemalige aktive Gegner des Krieges zwar mitverantwortlich für diese Resultate, aber so sind es auch diejenigen, die uns über Sinn und Ziele des Krieges im unklaren gelassen haben!

Auf dieser Basis wechselseitiger 'Selbstkritik' und gegenseitigen Verständnisses können sich die ehemals Verfeindeten — Vietnamkriegsbefürworter und Vietnamkriegsgegner, schweigende Mehrheit und kritische Intelligenz, Rednecks und Hippies — mit Tränen patriotischer Rührung in den Augen in die Arme fallen und sich gegenseitig versichern, daß ein solcher 'Fehler' wie der Vietnamkrieg ein zweites Mal nicht vorkommen darf. Offen bleibt, was genau das heißen soll. Keine

weiteren imperialen Abenteuer? Keine weiteren Landkriege, vor allem nicht in Asien? Keine weiteren Kriege, bei denen man nicht "entschlossen ist zu gewinnen"? Keine weiteren Kriege, bei denen man nicht alle Waffen, über die man verfügt, auch zum Einsatz bringt?

All das heißt es, und jeder soll sich seine eigene genehme Version herausuchen: ein 'nationaler Konsens' darf, ähnlich einer Volkspartei, keine klaren Konturen haben. Vorausgesetzt wird nur die Einigkeit darüber, daß die kritische Frage nach der grundsätzlichen Richtung amerikanischer Globalpolitik, wie sie in den siebziger Jahren wiederholt gestellt worden war, vergessen werden soll; daß die rationale politische Diskussion um Rolle und Funktion der USA als imperialer Macht, wie sie z.B. die sogenannten revisionistischen Historiker um William Appleman Williams schon in den sechziger Jahren begonnen hatten, nicht weitergeführt werden soll. Statt dessen soll in der Öffentlichkeit die 'Akzeptanz' der militärischen 'Verteidigung amerikanischer Interessen' prinzipiell wiederhergestellt werden, indem — nach klassischem Wilson'schen Muster — der 'demokratische' Kampf gegen den 'Imperialismus' der anderen proklamiert wird. Bezeichnenderweise, aber nicht von ungefähr geschieht das nicht dadurch, daß etwa dutzendweise Analysen des 'sowjetischen Imperialismus' in Auftrag gegeben werden, die dann mit den Mitteln rationaler Argumentation nachweisen, *inwiefern* die Vereinigten Staaten die 'Freiheit' verteidigen, wenn sie sich dagegen wenden. Statt dessen wird der Konsens darüber, daß die Sowjetunion 'imperialistisch' oder zumindest 'expansionistisch' sei, emphatisch vorausgesetzt. Es wird so getan, als ob die Frage nach der genauen historischen Bedeutung des Begriffs Imperialismus und seiner Anwendbarkeit auf die Politik der Sowjetunion überflüssig sei.

So bewegen sich heute wieder die meisten Diskussionen der Intellektuellen in den Hochglanz-Magazinen und literarischen Blättern der 'informierten Öffentlichkeit' auf einer sorgfältig abgeschotteten Ebene, wo die eigentlich diskussionswürdigen Fragen vermeintlich längst vor-entschieden sind. Die Debatten gehen vor-dergründig mitunter um des Kaisers Bart,

sind aber in eindeutig praktischer Absicht geführt, selbstverständlich über den allen gemeinsamen Feind: dadurch Wiederherstellung einer nationalen Identität unter 'konservativer' Flagge.

Eine ideologisch führende Rolle spielt dabei die Zeitschrift des American Jewish Committee, *Commentary*, unter ihrem Herausgeber Norman Podhoretz. In der Jubiläumsausgabe zu ihrem 40jährigen Erscheinen im November 1985 benutzten gleich drei von 29 'neokonservativen' Autoren, die um ihre Stellungnahme zur Frage "How has the United States met its major challenges since 1945?" gebeten worden waren, die Gelegenheit dazu, auf die Frage einzugehen, ob Franklin D. Roosevelt auf der Konferenz von Jalta im Februar 1945 Stalin gegenüber "gutgläubig" gewesen sei und ob nicht Winston Churchill eine viel "realistischere" Einschätzung des Diktators und der strategischen Ziele sowjetischer Politik gehabt habe als der US-Präsident. Lionel Abel, Jeanne Kirkpatrick und Richard A. Nisbet nahmen die kürzlich erschienenen Memoiren des ehemaligen Privatsekretärs Churchills, John Colville (*The Fringes of Power*: 10, Downing Street Diaries, 1939-1945, New York 1985) zum Anlaß, die alte Invektive gegen Roosevelt, er habe in Jalta "Osteuropa Stalin überlassen", erstmalig zum Diskussionsgegenstand seriöser Akademiker zu machen, nachdem sie 40 Jahre lang eine Domäne des skurrilen Rechtsextremismus gewesen war. Zwei Monate später nimmt Theodore Draper in der *New York Review of Books* als Vertreter der 'Liberalen' den Fehdehandschuh prompt auf und verteidigt Roosevelt mit dem Hinweis, daß nicht Stalin, sondern die Rote Armee Osteuropa "gewonnen habe", und weist an verschiedenen Einzelfällen nach, daß Roosevelt in seiner Einschätzung sowjetischer Intentionen keineswegs weniger "realistisch" gewesen sei als Churchill!

Sei es, wie es sei; um die Frage nach der exakten historischen Wahrheit gehe es dabei doch erst in zweiter Linie, teilt Nisbet seinem Kritiker einige Wochen später in einem Leserbrief an die gleiche Zeitschrift mit: "Was ich mit meinem *Commentary*-Artikel vor allem sagen wollte, war doch, daß Roosevelts Leichtgläubig-

keit gegenüber Stalin und den Sowjets eines der Dinge ist, die er dem amerikanischen Volk als Erbe hinterlassen hat. Ich kann Roosevelt selbst das vielmehr nachsehen als der ihm folgenden langen Reihe der Henry Wallaces und George McGovern, deren Leichtgläubigkeit seit 40 Jahren fortbesteht und immer noch nicht abnimmt." (*New York Review of Books*, 24. April 1986, S. 50)

Gegen ein derartiges Argument in pragmatischer Tradition (William James: "Eine Vorstellung ist 'wahr', solange es für unser Leben nützlich ist, sie zu glauben") kann auch Theodore Draper, der Liberale, nichts Substantielles mehr erwidern — es sei denn, er wollte den allgemeinen Konsens an sich in Frage stellen. Die Auseinandersetzung um 'Neoconservative History', von Draper großsprecherisch angekündigt, wird somit zu wenig mehr als einer Neuauflage der traurigen Scheindebatte zwischen 'Realisten' und 'Idealisten', wie sie in den fünfziger und sechziger Jahren geführt wurden: immer haarscharf diesseits der Grenzlinien des 'akzeptablen Diskurses'. Was der akzeptable Diskurs jeweils ist, bestimmen die Herausgeber der großen 'liberalen' intellektuellen Magazine, wie *New York Review of Books*, *The Atlantic*, *The New Republic*, *Commentary* etc. Wer hier schreibt, verdient damit Geld und das nicht zu knapp, weniger direkt durch die Honorare, die diese Periodika ihren Autoren zahlen, als durch die Publicity, die eine Veröffentlichung dort mit sich bringt, und die zu lukrativen Buchkontrakten führen kann, oder auch zu hochdotierten Forschungsaufträgen privater Institutionen oder Firmen. Dies allerdings setzt voraus, daß man dem 'Zeitgeist' aus der Seele spricht, und der ist — daran gibt es keinen Zweifel — heute eben um einen 'neuen Konsens' bemüht, vor allem, was die Außenpolitik betrifft. Sein Name ist 'Neuer Internationalismus' und es mag nicht nur für sozialdemokratische Politiker in der BRD interessant sein zu wissen, daß er in vielen, ja hier gerade in den typischen Fällen, eine direkte Linie vom Kennedy-Liberalismus zur vehementen Verteidigung der Reagan'schen Außenpolitik und ihres Vorgehens gegenüber 'unfreundlichen Regierungen' in der Dritten Welt, der sogenannten Reagan-

Doktrin zieht.

Ein Beispiel hierfür ist Charles Krauthammer, einer der Chefredakteure der Zeitschrift *The New Republic*, eines Blattes mit 'linksliberaler' Tradition. Er läßt kaum eine Nummer seiner Zeitschrift in Druck gehen, ohne vehement die Politik des 'New Internationalism' und die Reagan-Doktrin zu verteidigen, vor allem gegen den 'Neo-Isolationismus', den 'Neo-Realismus' und andere Spielarten formeller Kritik an der Reagan'schen Außenpolitik, die in den Grenzen des 'akzeptablen Diskurses' geäußert werden.

Im Begriff New Internationalism steckt bereits alles, was zu demonstrieren war: Es sind die Traditionen des Truman'schen und Kennedy'schen Internationalismus, die hier reklamiert und in der Politik Reagans bewahrt geschenkt werden. Allerdings gilt dies allein für die Außenpolitik, also für Reagans Versuche, zumindest symbolisch die imperiale Handlungsfähigkeit der USA wiederherzustellen. Ist dies erst einmal erreicht, so spekulieren Krauthammer und viele andere aus dem Lager der liberalen Demokraten (mit dem New Yorker Gouverneur und sicher zu erwartenden Präsidentschaftskandidaten Mario Cuomo an der Spitze), dann kann auch wieder daran erinnert werden, daß zum imperialen Wachstumsstaat die 'Wohlfahrtskomponente' im eigenen Land gehört, so wie das bei Truman, Kennedy und Johnson, aber auch noch weitgehend bei Richard Nixon und Jimmy Carter der Fall gewesen ist; erst Ronald Reagan hat sie in massiver Weise abgebaut. Man kann es auch anders ausdrücken. Wer plant sozialliberale, d.h. 'wohlfahrtsstaatliche' Innenpolitik wieder mehrheitsfähig zu machen, der tut gut daran zu dokumentieren, daß er außenpolitisch ein 'Patriot' ist, also für die imperiale Rolle Amerikas eintritt, und daß er damit auch für wirtschaftliches Wachstum und eine daraus finanzierte Sozialpolitik ist. Dies war das Muster des 'cold war liberalism'. Etwas Neues haben sich die Liberalen aus dem Lager der Demokratischen Partei und ihre intellektuellen Sinnstifter bislang nicht einfallen lassen.

Falsch wäre es jedoch, daraus zu schließen, daß die amerikanischen Intellektuellen und Wissenschaftler in ihrer überwie-

genden Mehrzahl etwa neokonservativ 'gleichgeschaltet' seien und sich in einer Art freiwilliger Selbstkontrolle politisch relevanten und damit brisanter Themen enthielten. So war es ja weitgehend während der McCarthy-Ära. Davon kann — bei aller beschwörenden Nostalgie der Reagan-Politik — in den achtziger Jahren jedoch keine Rede sein. Zwar gibt es einen deutlich wahrnehmbaren Sog bei den Spitzen des publizistischen Gewerbes, aber das Moment der zwingenden Einschüchterung für den großen Rest der intellektuell Tätigen, das wesentliche Merkmal des McCarthyismus war, ist heute nicht wirksam. Im Gegenteil — auf dem Gebiet der akademischen Publikationen im engeren Sinne ist von der 'neokonservativen Wende' kaum etwas zu spüren. Eine besonders eindrucksvolle Illustration dafür lieferte kürzlich die American Sociological Review, die einen Aufsatz abdruckte, der vor 30 Jahren über den Schreibtisch des Redaktionssekretärs nicht hinausgekommen wäre: Michael Burawoy/ János Lukacs »Mythologies of Work: A Comparison of Firms in State Socialism and Advanced Capitalism« (American Sociological Review, Vol. 50/December 1985, S. 723-737).

Vergleichende Studien kapitalistischer und sozialistischer Länder, durchgeführt von entweder bürgerlichen oder sozialistischen Autoren, haben in der Regel eine Schwäche gemein: Sie vergleichen die empirische Realität (oder was dafür ausgegeben wird) des einen Systems mit einer idealisierten Version des eigenen. Es gab bislang so gut wie keine Untersuchungen, die wirklich Vergleichbares miteinander verglichen. Michael Burawoy von der University of California, Berkeley, und János Lukacs von der ungarischen Akademie der Wissenschaften, Budapest, haben in diesem gemeinsamen Aufsatz versucht, genau das zu tun und damit ein Zeichen zu setzen für die Sozial- bzw. Gesellschaftswissenschaftler in Ost und West. Sie nahmen sich zwei etwa gleich große Maschinenfabriken zum Untersuchungsgegenstand, die eine (»Allied«) im US-Staat Illinois, die andere (»Bánki«) in Ungarn, in denen die Autoren jeweils als teilnehmende oder nicht teilnehmende Beobachter eine Zeitlang arbeiteten. Die Resultate

sind für diejenigen, die an die Stereotypen westlicher Ost- und östlicher Westforschung gewöhnt sind, verblüffend: Sie fanden heraus, daß die amerikanische Fabrik in Bezug auf Produktivität, Flexibilität, Effizienz und Arbeitsmoral all die negativen Merkmale aufwies, die gemeinhin der staatlichen Planwirtschaft zugeschrieben werden, und umgekehrt, daß der ungarische Betrieb in Bezug auf die oben genannten Kriterien wiederum weitgehend all die positiven Charakteristika zeigte, die in der westlichen Wirtschaftswissenschaft allein dem 'freien Marktsystem' attestiert werden. "Es war", schreiben die Autoren, "als seien wir durch reinen Zufall an einen kapitalistischen Betrieb im Sozialismus und an einen sozialistischen Betrieb im Kapitalismus geraten".

Die beiden Wissenschaftler stellen folgende Vermutungen darüber an, wodurch dieser 'Rollentausch' zu erklären sei: Beim amerikanischen »Allied« handelt es sich um den Zweigbetrieb einer großen multinationalen Firma, deren Zentrale zu ihren Töchtern bürokratisch-inflexible Beziehungen von ähnlicher Art unterhält, wie im hinreichend notorischen Fall realsozialistischer Wirtschaftspraxis die staatliche Leitung zu den volkseigenen Betrieben; bei dem ungarischen Werk »Bánki« handelt es sich dagegen um die Tochter, bzw. Zulieferfirma eines großen Fahrzeugherstellers im Rahmen eines nach wie vor zentral organisierten sozialistischen Systems, in dem aber den einzelnen Betrieben sowohl vom Staat, als auch von den Mutterfirmen eine weitgehende planerische, organisatorische und betriebsökonomische Autonomie zugestanden wird. Da es sich bei den beiden Mutterfirmen um Einheiten vergleichbarer Größe handelt und generell in Ungarn die Betriebsgrößen zunehmen, kommen die Autoren zu dem bemerkenswerten Schluß: "Entgegen einer weitverbreiteten Auffassung scheint es der Fall zu sein, daß die Organisationsstruktur des Großkonzerns mit vielen Zweigbetrieben, die im fortgeschrittenen System des Kapitalismus zunehmend in Schwierigkeiten gerät, unter Bedingungen des Sozialismus für den Fortschritt der Effizienz förderlich sein kann."

Konkret: Während im fortgeschrittenen

Kapitalismus die immanente Tendenz zur Konzentration und Zentralisation bei den immer gigantischer werdenden Unternehmen mit Notwendigkeit zur Bürokratisierung, Inflexibilität und Ineffizienz führt, da innerhalb des Unternehmens nicht der Markt, sondern das strikteste Kommandoprinzip auf der Grundlage zentral getroffener Entscheidungen herrscht, besteht im System des Sozialismus umgekehrt die Möglichkeit, große Einheiten und zentrale Planung mit Autonomie und Selbstverantwortlichkeit auf den mittleren und unteren Ebenen der Betriebsorganisation zu verbinden, so daß sowohl die produktivitätsfördernden Momente der selbstbestimmten Tätigkeit als auch die organisatorischen Vorteile rational geplanter Großeinheiten zum Tragen kommen können. Soweit die American Sociological Review.

Wenn von fortschrittlichem Publizieren in Amerika die Rede ist, darf The Nation nicht unerwähnt bleiben. Sie feierte kürzlich ihren 120. Geburtstag, und all die Jahre hat sie, ohne sich einschüchtern zu lassen, die Fahne der vernunftorientierten Liberalität und des Anti-Obskurantismus gegen alle und jeden verteidigt, die ihr gar zu gern an die Druckerpresse gegangen wären, vom Ku-Klux-Klan bis zu J. Edgar Hoover, jahrzehntlang Chef des FBI. Zu ihrer Jubiläumsausgabe lud die Redaktion einige ausgewählte Schriftsteller, Gelehrte, Politiker und Publizisten aus aller Welt ein, in einem Kurzbeitrag ihre Ansicht vom Stand der Dinge in den USA, 120 Jahre nach Beendigung des Bürgerkrieges, mitzuteilen. Den wohl originellsten Einfall hatte Willy Brandt: Er leitete seinen Beitrag, in dem er u.a. für "nothing less than a global New Deal" plädierte, mit der wirklich beinahe vollständigen Zitierung jener Grußadresse ein, die der Zentralrat der Internationalen Arbeiterassoziation im Januar 1865 an den amerikanischen Präsidenten Abraham Lincoln anlässlich dessen Wiederwahl geschickt hatte. Verfasser war, wie Brandt seinen amerikanischen Lesern mitteilte, "einer meiner herausragenden Vorgänger in der europäischen und deutschen sozialdemokratischen Bewegung", Dr. Karl Marx aus London.

Der mit Abstand unterhaltsamste Beitrag in der Jubiläumsnummer der Nation

stammt jedoch von Gore Vidal, dem Schöpfer der unvergleichlichen Myra Breckinridge, Millionen Amerikanern bekannt als häufiger Talkshow-Gast und tausenden als Romane schreibender Historiker, mit Norman Mailer und Arthur Miller zu den progressiven Literaturgrößen des Nachkriegsamerikas gehörend, öffentlicher Intimfeind von Truman Capote und im literarischen Leben als virtuoser Polemiker gefürchtet. Er nahm sich — nicht zum erstenmal — die Freiheit, die Fahnenträger des intellektuellen Neokonservatismus unter vollständiger Mißachtung geltender Tabugrenzen frontal anzugreifen. Zur Vorgeschichte: Anlässlich einer PEN-Veranstaltung in New York im Januar dieses Jahres hatte sich Vidal in einer Podiumsdiskussion mit Norman Mailer darüber unterhalten, welchen außenpolitischen Weg die Vereinigten Staaten in Zukunft vernünftigerweise gehen sollten, nachdem "im letzten Herbst Tokio endgültig New York als Weltwirtschaftszentrum abgelöst hat". Beide hatten darin übereinstimmend, daß allein schon aus ökonomischen Gründen ein Zusammengehen mit der Sowjetunion auf lange Sicht unumgänglich sei, von anderen Gründen ganz zu schweigen. "Wie zu erwarten war", schreibt Vidal in seinem Beitrag für The Nation unter der Überschrift »The Empire Lovers Strike Back«, "rief das sofort dieses wundervolle verrückte Pärchen Norman (Poddy) Podhoretz und seine Frau, Midge Decter, auf den Plan. Als Glucken des rechten Flügels (Abteilung Fünfte Kolonne Israels) erscheinen sie mir jetzt, in fortgeschrittenem Alter, mehr und mehr wie Flüchtlinge aus einem Woody-Allen-Film: The Purple Prose of West End Avenue". Nach dieser liebevollen persönlichen Vorstellung kommt Vidal zur Sache:

"Poddy antwortete als erster. Er ist der Herausgeber von Commentary (Auflage 55.000, nach allem, was man hört, im Sinken begriffen; finanziert vom American Jewish Committee). Am besten bekannt — und von mir geliebt — ist er wegen seines autobiographischen Romans 'Making It' (Geschafft), in dem er uns mitteilt, daß er geschafft habe, es zu etwas zu bringen, weil er Herausgeber von Commentary geworden sei und eines Tages sehr wohl ins Weiße Haus eingeladen

werden könne, da er immerhin schon einmal Huntigton Hartfords Gast in Nassau gewesen sei. Im Laufe der Jahre hat Poddy — wie sein Arbeitgeber, das American Jewish Committee — die liberalen Positionen, die traditionellerweise von amerikanischen Juden (und mir) eingenommen werden, verlassen und ist ins Lager der äußersten Rechten gewechselt. Der Grund dafür ist einfach. Um Geld aus der amerikanischen Staatskasse für Israel locker zu machen (im letzten Jahr drei Milliarden Dollar), müssen die Israel-Lobbyisten dafür sorgen, daß Amerikas "Die-Russen-kommen"-Schreier an der Macht bleiben, damit sie weiter das amerikanische Volk zur Bewilligung immer größer werdender Summen für "Verteidigung" einschüchtern, was gleichzeitig natürlich die Unterstützung Israels bei dessen endlosen Kriegen gegen alle und jeden bedeutet. Um immer wieder von Neuem sicherzustellen,

daß nahezu ein Drittel des Bundeshaushalts ans Pentagon und nach Israel gehen, ist es für die Israel-Lobby unerlässlich, mit unserer extremistischen Rechten gemeinsame Sache zu machen."

Poddy blieb die Antwort nicht schuldig: Vidals Artikel sei "vielleicht das unverfrorenste Stück Anti-Semitismus, das seit dem Zweiten Weltkrieg in einer achibaren amerikanischen Zeitschrift erschienen sei", beginnt er eine seiner syndikalisierten Kolumnen für einige hundert Tageszeitungen ein paar Wochen später. Und dann zeigt er, wie ein achtbarer Neokon-servativer auf dergleichen antwortet: "Von Karl Marx bis Noam Chomsky — und, was das betrifft, bis zum gegenwärtigen Herausgeber der Nation [Victor Navasky, F.U.] — sind antisemitische und selbsthasserische Juden in linksradikalen Kreisen immer eine übliche Erscheinung gewesen."

In einer ausgedehnten Breite der menschlichen Dinge, deren Anschauung man gewinnt, wenn man von der Höhe herabsieht, gibt es keinen Widerspruch und keinen Zufall, sondern nur eine weise, notwendige und zweckmäßige Folge von Ursachen und Wirkungen. Zu jener Luftschicht hinauf dringen daher auch die Gegensätze nicht, durch deren Vermählung das Lächerliche erzeugt wird.

Ludwig Börne

Eichborn Verlag · D-6000 Frankfurt 70

Katastrophen, Chaos, Kulte

Albert Sellner, Emil Nichtsnutz und Freunde veröffentlichen viermal im Jahr »ihr Ding« im Eichborn-Programm. Ab Buchmesse 1986. Name der Unternehmung: **Joseph & Suleika**. Die Nummer eins observiert und analysiert das fruchtbare Feld der Katastrophen, des Chaos und der Kulte. Ein von Designer **Walter Lendl** durchgestaltetes Magazin-Buch mit Texten, Bildern, Essays, Botschaften, Zeichnungen, Strips, Satiren, Erzählungen und Beigaben aus dem abend-ländischen Menschenleben.



12,80 DM (7050)

Inhalt von Joseph & Suleika 1 (Auszug):

Das Katastrophenjahr 1986

Die Josephslegende in Judentum, Christentum und Islam
Von *Evamaria Nemeth*

Tschernobyl — Zur Alltags-pathologie einer Katastrophe
Von *Richard Herding*

Immanuel Velikovsky — Eine Herausforderung an unser Weltbild
Von *Jochen Köhler*

(In der angelsächsischen Welt findet das Werk des 1979 verstorbenen Publizisten und Psychoanalytikers Immanuel Velikovsky immer größeren Widerhall. Mit seinen Werken *Welten im Zusammenstoß* und *Zeitalter im Chaos* sowie *Ödipus und Beathan* versucht er kritisch unser auf Darwin, Einstein und Freud basierendes Weltbild zu revidieren. Die menschliche Grundsituation ist nicht die Entwicklung/Evolution, sondern die Katastrophe und das Chaos.)

Die Liebe zum Diktator — Die Funktionsweise des »Personenkults« am Beispiel Kim Il Sungs und Luise Rinsers
Von *Alfred Pfabigan*
(Als einer der besten Kenner

Nordkoreas gilt der Wiener Psychologe Alfred Pfabigan. Für J&S hat Pfabigan seine Begegnung mit Luise Rinsers in Pjöngjang genutzt, die Funktionsweise des letzten absoluten Diktators im realsozialistischen Lager ein Beispiel einer Faszination darzustellen.)

Der Terrorbund. Die Assassinen oder Haschischiten.
Von *Ahmad Taheri*

(Der bekannte Orientalist und politische Publizist Ahmad Taheri beschreibt die historische schiitische Sekte der Assassinen, deren unwiderstehlicher Terror die islamischen Reiche des hohen Mittelalters in Atem hielt. Ähnlichkeiten mit Terror-Gruppen der Gegenwart sind nicht zufällig. Die Tendenz zum Terrorismus liegt als strukturelle Möglichkeit in der Schia begründet.)

Frau Lex — Geschichte eines Volkskultes
Von *Joseph Dvorak*

(Über mehrere Jahrzehnte hat der bekannte österreichische »Salonist« Joseph Dvorak den burgenländischen Kult der Frau Lex um das »Rasenkreuz« ver-

folgt. Auch nach dem Tode der Gründerin hat der Kult seine Attraktivität auf Gläubige aus Österreich und den gesamten Balkan bewahrt.)

KRITIK

Die Zerstörung der Provinz — Volksmusiksendungen im Fernsehen

Eine kulturimperialistische Inszenierung meint *Georg Seuffen* (und rechnet gnadenlos mit den immer beliebter werdenden bunten TV-Abenden ab).

Die unerträglichste Bevölkerungsgruppe: die 25-Jährigen
Eine erbarmungslose Polemik von *Hermann Rotermund*.

SATIRE

Jugend — das allerlangweiligste, das der Zeitgeist zu bieten hat.
Von *Heide Weiß*

Cartoons und Strips von Elisabeth Krimliger und Hans Linthaler

Außerdem: Rätsel, Jubiläen, Gedenktage, Botschaften aus der Welt der Kulte, der Literatur, Wissenschaft und des »Zeitgeists«.

NEU In allen zeitgemäßen Buchhandlungen zu haben

F 7020 E
017007772/01086/00000

HERRN
WOLFGANG ALBERS
PFALZBURGER STR. 72 A

1000 BERLIN 15

888

geplant für

11/86
November

u.a.:

Sigurd von Ingersleben
Pille und Pulle
zwei Jubiläen

Stephan Wackwitz
Selbstporträt mit Pete Townshend
ein Besinnungsbausatz

Guy Scarpetta
Pasolini ohne Legende

Günter Kunert
Notizen zur Geschichte

Rolf Weggler
Zur letzten Instanz
Das Verhältnis Politik-Ökonomie in Marxismus und
Systemtheorie

(ab 8. November)